

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Denkschrift für Herrn Schlosser in Eutin

Schlosser, Johann Georg Schlosser, Johann Georg

[Erscheinungsort nicht ermittelbar], 1797

VD18 13101102

[Denkschrift für Herrn Schlosser in Eutin]

urn:nbn:de:gbv:45:1-14223

Sie haben ein Buch gegen die kritische Philosophie geschrieben, welches Ihrer Belesenheit Ehre macht. Plato und Lucian, Aristoteles und Meliades, Aelian's *Variae Historiae* und Homers *Iliade*, Ovids *Metamorphosen* und Hesiods *Ἑργα καὶ Ἡμεραι*; alte Götter, alte Philosophen und alte Helden ziehen darin in einer bunten Prozession auf und ab, und man muß Ihnen allerdings die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß Sie Ihre Mythologie trefflich im Kopfe behalten haben. Nur schade, daß wir Andern, die wir uns mit so wichtigen Dingen, als kritische Philosophie, und was dieser anhängt, in Ihren Augen ist, beschäftigen, unsre Mythologie größten Theils vergessen haben, und übel daran sind, wenn uns bei Lesung solcher grundgelehrten Schriften nicht Damms Götterlehre oder die *Acerra philologica* stets bei der Hand ist.

Auf diese in der alten Welt mit Gewalt zusammen geworbenen Hülfsstruppen scheinen Sie sehr viel zu rechnen. Allein so brave Krieger sie auch zu

ihrer Zeit gewesen sein mögen, so sind sie doch jetzt Invaliden und scheinen unter Ihrer Anführung vollends allen Muth verloren zu haben. Auf Ihre bestäubenden Declamationen bauen Sie nur auch nicht zu viel! Sollte wohl das bündigste System der Philosophie, das man je gesehen hat, bloß dadurch zusammen stürzen, daß ein Wüthender rasend dagegen anschreit? Das wäre in der That noch ein größeres Wunder, als da weiland die Mauern von Jericho durch bloßen Trompetenschall fielen.

Durch alle diese Antiquitäten und Declamationen hindurch sieht man nun ganz deutlich, daß Sie auf den Urheber der kritischen Philosophie und sein ganzes System bitterböse sind; daß Sie seiner Philosophie das Garaus machen, und seine Schüler, so blutsauer sie sich es auch haben werden lassen, um zur Wahrheit zu gelangen, wie Sie ihnen das selbst zugestehen, von Land und Leuten gejagt wissen möchten. Und warum das Alles? Weil Ihnen diese Philosophie so kalt ist, so kalt! Sie wollen etwas Warmes haben. Aber bedenken Sie doch, daß die Temperaturen verschieden sind! Bei gesundem Blute thut auch der Frost wohl, er belebt und stärkt, indeß der Weichling kaum durch das Fenster zu sehen wagt und die wohlthätige Wärme seines Zimmers lobt, die ihn doch immer weicher und schwächer macht. Sie warnen Ihren Sohn und Freund

sehr ernstlich, sich ja nicht auf die Bänke dieser kalten Leute zu setzen. Sorgen Sie nicht! Wer Jahre lang mit Ihnen in dem Sopha gesessen, und sich allerlei anmuthige Geschichten aus der guten alten Zeit hat erzählen lassen, wird die Bänke der Schule gar bald zu hart finden.

Und was wollen Sie denn, daß Ihr Jünger für eine Partei ergreifen soll? „Er soll auf den „Orphischen Gesang hören“; auch wollen Sie: „daß das Volk des Orphischen Gesanges nicht entzöhnt werde“. Des Orphischen Gesanges? was muß das für ein Volk sein! hat Ihr Volk noch nöthig, *a victu foedo*, von Menschenfresserei abgehalten zu werden? dann ist es freilich für Kantische Philosopheme noch nicht reif. Orpheus war der Erste, der rohe Barbaren, oder vielmehr pures Vieh, den ersten Schritt zur Menschlichkeit thun ließ. Er bewirkte dies dadurch, daß er, (wenn man sich genau an die Fabel halten will,) ihnen etwas vormusicierte. Nun lassen sich ja aber auch Elephanten und Delphine gern etwas vormusiciern, sollen denn die Menschen gleichfalls nichts anderes hören, als lauter Musik? sollen sie nicht die Stimme der Vernunft hören? Aristoteles hätte sodann den Menschen nicht *ζωον μιντικωτάτον*, sondern *ζωον μουσικωτάτον* nennen sollen. Auch möchte wohl jene Orphische Musik etwas anderes gewesen

sein, als ein Abagio von Handu, wie Sie sich vielleicht vorstellen. Wenn Ihnen aber auch die Vernunft, die ihre Vorschriften nicht in Noten setzt, so kalt anzufühlen ist, wie Eis, so kann ich doch versichern, daß es Leute giebt, die ihr gern zuhören, auch wenn sie in Prosa spricht. Auch wüßte ich nicht, daß in neuern Zeiten durch Singen und Pfeifen viel über die Menschen ausgerichtet worden sei, wenigstens ist der Hamelsche Nagenfänger das einzige Beispiel dieser Art, das in der neuern Geschichte vorkommt.

Wenn Sie nun weiter nichts gegen die kritische Philosophie zu erinnern hätten, als daß sie Ihnen nicht warm genug sei: so könnte man Ihnen nichts anderes rathen, als unter den Mantel desjenigen Philosophen zu kriechen, in dessen Dunstkreise Sie sich am besten befinden. Man könnte Sie dann immerhin bei Ihrer Vornehmthueri, (die ohnehin zu abgeschmackt ist, als daß man gern lange dabei verweilte,) Ihrer erzwungenen Schnödigkeit lassen, ja, man könnte ganz ruhig zusehen, wie Sie den großen Mann am Ende gar der Heterodoxie beschuldigen, und ihn, und seine Philosophie, wenn alles andere nicht helfen will, wenigstens dadurch, im Rahmen Gottes, über die Seite zu schaffen. Denn so sind die Verfolger von je her zu Werke gegangen, und ihre Manier ist zu bekannt und zu ver-

haßt, als daß man befürchten dürfte, sie werden auf diesem Wege noch schaden können.

Allein Sie finden gegen die Lehrsätze selbst etwas einzumenden, und geben sich dadurch den Schein, als ob Sie sie wohl gar mit kaltem Blute geprüft hätten. Hierdurch wissen Sie Ihren Declamationen, denen man sonst nicht lange würde haben zuhören können, ein Ansehen zu geben, und wenn ein Unwissender Ihre Einwürfe für etwas sollte gelten lassen, so wird er wohl gar geneigt werden, zu glauben, daß in Ihren Declamationen auch wohl etwas stecken möge. Das wäre in der That zu viel Glück, und diese Freude muß man Ihnen zu verderben suchen.

Aber man findet bald, daß man es mit einem Gegner von ganz eigner Art zu thun hat. Welche Einwürfe, die man hier findet! und wie vorgebracht! Man glaubt Fragen zu finden, die man beantworten solle. Da könnte nun freilich, nach dem bekannten Sprichworte, zehnmal so viel gefragt sein, als Ein kritischer Philosoph beantworten kann, allein man findet überdem noch, daß man seinem Gegner während des Streites die Regeln des Denkens beibringen müsse, um nur einiger Maßen mit ihm fertig zu werden. Das ist zu viel verlangt!

Man kann also mit Ihnen unmöglich so streiten, als ob man Gründe Gründen entgegen setzen wolle. Sie bestürmen Ihren Gegner mit einem Schwallen von Worten, Sie werfen ihm ganze Bündel zusammen geraffter belletristischer Phrasen, und ganze Hände voll Staub entgegen, und suchen ihn durch einen Wust gelehrter Citaten unter Wasser zu setzen. Was ist dagegen zu machen? Kann man sich bei einem solchen Verfahren nach Gründen umsehen? es ist unklug, mit voller Kraft in einen Mückenhaufen zu schlagen, um das Geschmeiß zu zerschmettern. Kräfte können nur gegen Kräfte wirken. Dennoch beunruhigt und quält der lästige Schwarm, und selbst der Stärkste kann dadurch müde gemacht werden. Nur durch Rauch und Dampf ist das beschwerliche Geschmeiß abzuhalten; aber sind das Mittel, die eines guten Kämpfers würdig sind?

Doch wenn es keinen andern Ausweg giebt, so müßte er wohl gegangen werden. Die gepanzerten Phalangen der kritischen Philosophie müssen auch gegen die plündernden Marodeurs der antikantischen Malcontenten leichte Truppen auszusenden haben.

ἄνδρες πικραίοις φρον καὶ κηρ φε-
ρουτες.

Allein selbst dann haben Sie noch einen großen Vortheil vor Ihren Gegnern voraus, einen Vortheil, in dessen Besitz wir uns nicht setzen dürfen, wenn wir es auch könnten. Ihre Wendungen, Manieren, bedeutenden Winke, Ihre falschen Insinuationen, Ihre Seufzer, Ihr warnender prophetischer Ton, Ihre affectirte Würde, Ihr Solonsgesicht, und hunderterlei dergleichen Kunstgriffe, sind von der Art, daß man zwar das Unrecht, das dadurch der guten Sache, die absichtlich in ein falsches Licht gestellt ist, tief fühlen, und doch zugleich wahrnehmen muß, daß man nichts dagegen machen könne, und daß man sich auf weiter nichts verlassen könne, als auf den guten Geschmack und die gesunde Vernunft der Leser, und o wie mißlich ist das nicht oft!

Um Ihnen nun aber auch diesen Vortheil, in dessen Besitz Sie sich auf eine so ungerechte Art gesetzt haben, aus den Händen zu spielen, werde ich Ihre Schrift Seite für Seite durchgehen, um zu zeigen, wie wenig, oder vielmehr wie gar nichts mit allen den Worten gesagt sei, und daß der, welcher nicht einmal richtig denken kann, und der das Unglück hat, daß sich in seinem Kopfe auch die tiefsten und schönsten Wahrheiten, wie in fatontrische Verzerrungen zerschießen und verunstalten, gewiß das kritische System nicht wird widerlegen können.

Ich könnte bei dieser Beschäftigung recht schulgerecht zu Werke gehen, indem ich gewisse Rubriken aufstellte, unter welche ich Alles ordnete. Diese Rubriken würden ungefähr folgende sein: Falsches Pathos; falscher Witz; falscher Nachdruck; Parenthysus; Kakozelie, u. s. w.: allein ich will es dem Leser überlassen, bei jeder Stelle, in welcher ein solcher Fehler sichtbar ist, in einen solchen Ausruf auszubrechen.

Nur werde ich doch einige Stellen aus Ihrer Schrift voran senden, bei welchen mir einfiel, wie es doch möglich sei, daß ein Mann, der die Alten so viel studiert haben will, in eine solche Geschmacklosigkeit verfallen könne.

„Der stehende Pfuhl, in welchem alle Alles zu sehn, und alles werden zu können glauben.“

„Die Nerven, wodurch der Verstand dem Heuchler die Larve abzieht.“

„Die wenigen Kantischen Blätter.“ (So nennt Herr Schlosser, verachtungswise, den unvergleichlichen Aufsatz Kants, der durch seine philosophischen Polissonnerien veranlaßt wurde. Ein Freund der Philosophie giebt für ein einziges dieser Blätter gern einen Band Schlosserischer Schriften hin.)

„Es ist noch gleichzeitiger Werth übrig, uns zu tragen, zu halten, zu stützen, wo wir es be-

dürfen, oder mit uns zu laufen auf der großen Bahn, nach dem Ziele, das in höhern Regionen steht.“

Reflexionen, Philosopheme, Schlüsse, die mit dergleichen non sensiblen Tiraden Hand in Hand gehen, können in ihrer Art nicht besser sein, als diese Tiraden sind, und wir werden sehen, daß das bekannte *noscitur ex socio* auch hier seine Anwendung finde.

Der Anfang Ihrer Schrift stellt sogleich auf der ersten Seite eine Scene dar. Vortrefflich angelegt! Sie reden nicht mit Kant; nein, Sie wenden sich von dem kalten Manne weg, und reden Worte der Weisheit zu dem Sohne Ihres alten Freundes, den Sie als Ihren eigenen betrachten. Wie viel liegt nicht schon in dieser einzigen Wendung! Mit wie vielerlei Rührungen wird nicht das Gemüth dadurch erfüllt! Der brave junge Mann würde aus Unerfahrenheit beinahe ein Raub der kritischen Philosophie geworden, und dann für die Welt auf immer verloren gegangen sein: aber ein Mann voll Weisheit und Erfahrung, der seinen Geist durch die Klassiker genährt hat, und den die Bücher des alten und

neuen Bundes eine ganz andere Weisheit gelehrt haben, als die nichtigen Weisen dieser Welt geben können, nimmt sich seiner väterlich an, und rettet ihn. Wer wird nicht dem weisen Manne danken, und sich zu ihm angezogen fühlen, wer wird sich nicht freuen, daß der hoffnungsvolle Jüngling noch zu rechter Zeit gerettet worden. Mit diesen Empfindungen geht der Leser weiter, sie tragen sich immer tiefer in ihn ein, und er kann sich endlich eben so wenig davon losmachen, als der Calcutische Hahn von dem Kreidenstriche, mit welchem er unauflöslich an den Tisch festgebunden ist.

Es ist schmerzhaft, dergleichen rügen zu müssen. Man möchte lieber solche Wendungen unbemerkt vorüber gehen lassen. Aber es ist noch schmerzhafter, es dulden zu müssen, daß die edelste beste Sache von der Welt, die unser ganzes Herz erfüllt, und zu der Jeder, der sie kennen gelernt hat, eine so innige Liebe fühlt, auf eine so unwürdige Weise eludirt werde. Wassen giebt es dagegen nicht, mit Gründen kann man sie nicht bestreiten, es giebt keinen andern Weg, als die Manier des so wenig aufrichtigen Gegners zu entblößen, wenn die Pflicht der Nothwehr es erfordert.

G. 6. wird gesagt: die kritische Philosophie mache dadurch ihr Glück, daß sie verspreche, die

Menschen weise und glücklich zu machen, und sie zu ihrer wahren Menschenwürde zu erheben.

Ein größeres Compliment konnte Hr. S. unserm Zeitalter nicht machen. Wenn der Beifall, den die kritische Philosophie gefunden hat; wenn der Eifer, mit dem sie studiert wird, daher kommt, weil Jeder in ihr den Weg „zur wahren Menschenwürde“ zu finden glaubt: so müssen diese Studierenden alle gewiß edle Menschen sein.

Dennoch klagt Hr. S., daß dieses Versprechen in unserm Zeitalter „nur allzu wirksam“ sey. Wie kann er doch darüber klagen? Freuen sollte sich Jeder, der es mit der Menschheit gut meint, daß dergleichen Versprechungen in unserm Zeitalter so wirksam sind. Und nun folgt eine Schilderung des Verderbnisses unsers Zeitalters, welches Schuld daran sein soll, daß sie Gehör finden. Welche sonderbare Verwirrung!

Diese Schilderung selbst verdient näher betrachtet zu werden. Es wird darin vom Geldreichtum, von der niedergerissenen Scheidemauer zwischen den Ständen u. s. w., gesprochen. Die Wirkung davon soll gewesen seyn, daß die Begriffe sich entwickelt, daß — mit Einem Worte, daß die Leute klüger geworden. Nunmehr solle Alles verbessert werden, die alte Weisheit unter die Füße getreten, die Religions-

lehre vernichtet, die Zügel der bürgerlichen Gewalt zerrissen, — kurz, das oberst solle zu unterst gelehrt werden. Das wäre nun freylich schlimm; allein wozu hier diese Lianei, da von der kritischen Philosophie die Rede ist? Die kritische Philosophie ist doch wohl nicht Schuld daran? Das kann Hr. S. selbst nicht behaupten, wenn er nicht einen gewaltigen Anachronismus begehen will. Aber es wäre doch schön, wenn man sie auch in den Handel ziehen könnte, um sie an der Verdammniß Theil nehmen zu lassen. Für einen Mann, der so viele Uebergänge weiß, als Hr. S., ist das ein Kinderspiel. Nachdem er viel von jenem Greuel der Verwüstung gesprochen, ist „von einem Verstande“ die Rede, der, „nachdem er alles zertrümmert habe“, Alles wiederum neu schaffen wolle, (das wäre ja recht brav,) und dem Weisheit, Religion, Regiment, in die Hände geliefert werden solle.

Nun ist es natürlich, daß der junge Telemaque wißbegierig fragen muß: wo, mein Vater, wo finde ich diesen Verstand? und noch natürlicher ist es, daß Hr. S. antwortet: bei dem kritischen Philosophen, o du mein Sohn. (H. S. gräcisiert nemlich auf alle mögliche Weise, sogar in der Anrede an seinen Sohn, Freund und Jünger.) Da haben wir es! durch ein Einziges Wort hat

nun Hr. S. die kritische Philosophie dem allgemeinen Verderben angehängt, und — *accessorium sequitur suum principale*.

Ein trauriges Beispiel, wie Leidenschaften verblenden, und zu Ungerechtigkeiten hinreißen können! Es wäre lächerlich gewesen, geradezu zu behaupten, daß die kritische Philosophie an der jetzigen Gährung Schuld sei. Da man aber doch in gewisser Rücksicht sagen kann, daß sie zertrümmere, nemlich die alten haufälligen philosophischen Systeme, und auch, daß sie neu schaffe; da ferner dieses Schaffen, wie es Hr. S. nennt, nicht das Schaffen eines unwirksamen Systems, so wie jenes Zertrümmern das Zertrümmern bloßer Speculationen war, sondern da es über moralische und religiöse Gegenstände ein neues Licht verbreitet hat: so wird dieses Schaffen mit jenem Zertrümmern, jenes Zertrümmern mit jener allgemeinen Zerstörung, die lange anging, ehe Kant auftrat, in Verbindung gebracht, um den Gluch, der jene treffen soll, auch dieser über den Kopf kommen zu lassen.

Das ist nun von je her die Weise aller Verfechterer gewesen. Eben so verfuhr weiland Joachim Lange gegen Wolf. Die kritischen Philosophen denunciiren Sie als Revolutionairs. Warum nicht gar als Jakobiner und Klubbisten? Da Sie jenes

nicht mit Beweisen belegt haben, so wäre es Ihnen ja eben so geringe Mühe gewesen, das Eine, wie das Andere, zu behaupten. Neugierig aber ist gewiß wohl ein Jeder, aus welchen Aeußerungen der kritischen Philosophie Sie den Revolutionsgeist heraus geschlossen haben. In ihr selbst, sollte man glauben, könne nichts liegen, woraus man einen solchen Verdacht schöpfen könne. Kant hatte schon alle die Schriften, in welchen er sein System aufgestellt hat, heraus gegeben, als man ihn hier und da, nach einer Aeußerung, die ihm beiläufig entfallen war, für einen Aristokraten hielt. Dafür hielten ihn selbst Einige, welche sein System studiert, verstanden und angenommen hatten. Sie waren in allen Puncten mit ihm einverstanden, nur wollte ihnen sein Aristokratismus nicht gefallen, wie sie sagten. Wie in aller Welt können Sie doch in seinen Schriften Spuren vom Revolutionsgeist angetroffen haben? Theilen Sie doch der Welt Ihre Entdeckungen mit. Sie werden eine weit größere Entdeckung machen, als die sein wird, welche wir von Hrn. Magister Flemming zu erwarten haben, welcher herausbringen wird, daß Kant Verfasser des Buchs über die Ehe sei. Sollte es nicht geschehen, so werden Sie nicht übel nehmen, daß man Sie öffentlich für einen Calumnianten erklärt.

S. 10. ist auf Einmahl die Rede von einer Straße, „zwischen den alles beweisen wollenden Philosophen, und denen, die nichts annehmen wollen, als was sie beweisen können.“ Was sind das für Männer? man sollte glauben, daß seien Dogmatiker und — Dogmatiker. Aber aus dem, was nun folgt, muß man annehmen, Hr. S. rede von der Straße zwischen Dogmatikern und Skeptikern. Durch diese Straße soll der Schüler des Hrn. S. hindurch, und zwar zu Schiffe. Hierbei wird nun, da die schönste Gelegenheit dazu ist, von Klippen, vom Ruder, und vom Winde gesprochen. Was darunter zu verstehen sei, wird nicht angegeben, und wir müssen zufrieden sein, daß nicht auch von der Besamstange und dem Bogspriete die Rede ist. Da nun Hr. S. seinem jungen Freunde diese Straße anempfiehlt, wie daß auch ein Jeder billigen wird: so sollte man vermuthen, er wisse nicht anders, als daß auf dieser Straße, welche der Weg der Vernunft selbst ist, lauter hübsche artige Leute sich finden, und sonach in gute Gesellschaft komme. Aber nein! Thraſonen sind es, die dieser arme, auf alle Weise geschlagene junge Mann dort finden wird. Denomisten auf diesem goldnen Mittelwege? wie mag das zugehen? Wie soll man hier fragen? wie kommen gerade Denomisten hierher? oder:

wie kommen die Kenomisten gerade h i e r her? sein Jünger thäte besser, ganz zu Hause zu bleiben, allein da er, besage S. 16. a teneris unguiculis an schon nach dem Rufe eines großen Philosophen gedurstet hat, so muß er nolens volens in die Fremde, wenn es auch Siegel von den Dächern regnen sollte.

Man wird den rechten Aufschluß für diesen kritischen Fall finden wenn man bedenkt, daß Hrn. S., als er von jener Straße redete, nothwendig einfallen mußte, daß es gerade die sei, welche die kritischen Philosophen gehen. Nun konnte er schon die ganze Straße nicht mehr leiden. Da sein Sohn nun aber einmahl reisefertig ist, so giebt er ihm wenigstens noch einen väterlichen Rath. Er solle nemlich zusehen, ob Demuth in ihm sei, dann solle er sich unter diese Thrasonen wagen. Ein schlechter Rath. Der junge Herr sehe zu, ob er auch Courage hat, denn sonst wird er unter jenen Kenomisten übel fortkommen.

S. 10. 11. wird ein sehr richtiger Gedanke von Schulz ganz verkehrt ausgelegt. Wie begierig Hr. S. Alles von allen Seiten auffaßt, was ihm etwas lächerliches auf die kritische Philosophie zu werfen scheint! Wenn Hr. Schulz sagt: „man appellire,“ (wenn man kritische Philosophie studiert,) „nicht immer an die gesunde Vernunft, oder an den gemeinen schlichten Menschenverstand,“ so ist

wohl augenscheinlich, daß er damit nicht sagen will, wer kritischer Philosoph sein wolle, müsse seinen Menscheninn ablegen, sondern es ist auch bei der geringsten Ueberlegung leicht einzusehen, daß diese Protestation nichts, als die ganz nothwendige Anforderung an die, welche kritische Philosophie studiren wollen, enthalte, sich zuvörderst mit der Natur der Speculation überhaupt bekannt zu machen, (als welche von jeher mit dem gemeinen Menscheninne im Streite zu liegen schien,) ehe sie sich an das Studium des unsterblichen Werks wagen, in welchem zuerst gezeigt ist, was die Speculation sei, und worauf der menschliche Geist von jeher eigentlich ausgegangen, wenn er speculirte. Wer speculirt, ist mit dem gemeinen Menscheninne nicht zufrieden. Aber nichts desto weniger zeigt sich der gemeine Menscheninn erst in der Speculation vorzüglich stark, so wie derjenige ein vorzüglich guter Mensch ist, der in die Moralität seiner eigenen Handlungen ein Mißtrauen setzt, über sich selbst zweifelt, sich Vorwürfe macht, und gewisse Handlungen seiner selbst für böse erkennt, die er, wenn er weniger redlich gegen sich selbst gewesen wäre, so wie die ganze Welt mit ihm, für gute hätte ausgeben können. So ist auch der Menscheninn vorzüglich stark, wenn er findet, daß das keine Erkenntnisse waren, die er dafür hielt, daß



er ganz verkehrte Dinge lehre, nicht, weil ein feindseliges Wesen, Speculation genannt, welches immer den gemeinen Menscheninn gern neckte, und ihn gern ganz zerstören möchte, als ein ränkevoller Gegner wider ihn auftritt, sondern, weil er sich eines Bessern belehrt, weil er fand, daß er mit sich selbst im Widerspruche stehe. Hier geht allererst das unruhige Treiben und Arbeiten der Speculation an. Wer nicht Scharfsinn genug hat, in seinem eigenen Verstande Widersprüche zu entdecken, wer nicht Geist und Herz genug hat, sich nach Auflösung dieses Widerspruchs zu sehnen, dem muß allerdings die Speculation ein wunderliches, unnützes, kaltes Wesen scheinen, und er wird sich lächelnd seines lieben gesunden Menschensinnes freuen, der ihn vor den traurigen Verirrungen der Speculation bewahrt, und ihm ein so treuer Führer durchs Leben ist. Wie abgeschmackt! Wie man sich doch durch bloße Wörter täuschen läßt! Speculation ist ein Wort, und Menscheninn ist ein anderes, also sind das zwei verschiedene Dinge, und wo das eine ist, kann das andere nicht sein, so wie zwei Körper nicht an Einem Orte seyn können. Nein, ihr unerträglichen Seichtlinge! Es ist ein und eben dasselbe Ding! Der gesunde kräftige Menscheninn wird Speculation, und seine größte Stärke ist die Critik der Speculation. Der Menscheninn, der

über die Speculation lacht, ist kein Menscheninn, er ist die Dummheit selbst, mit aller ihr eigenthümlichen Albernheit und Aufgeblasenheit. Eben diese Dummheit lacht auch, wenn sie hört, daß der Menscheninn an Dingen zweifelt, an welchen ihr zu zweifeln, nie in den Sinn gekommen ist. Alle Vorstellungsarten, die nicht mit der ihr eigenthümlichen übereinstimmen, scheinen ihr höchst sonderbar und lächerlich, denn die Dummheit ist einbilderisch und stolz. So lacht der Unverstand über den Naturkundigen, wenn dieser die Meinung äußert, die Sonne sei ein dunkler Körper. Die Sonne ein dunkler Körper! was die Naturkundigen doch für wunderliche Leute sind! Bleibe ja Jeder bei seinem gefunden Menschenverstande! mein gesunder Menscheninn sagt mir, daß sie ein leuchtender schöner Körper sei, welchen die unendliche Weisheit in den unermesslichen Raum gesetzt hat, damit er uns den Tag bringe, und alle Wesen sich seiner wohlthätigen Wärme freuen sollen. Hinweg mit dem öden Gedanken, daß dieser himmlische Körper dunkel sei! Nein, meine Freunde, unser gesunder Menscheninn lehrt es uns anders. Laßt der öden Speculation ihre traurigen Grillen! u. s. w. in dergleichen Declamationen à la Schloffer.

Was würde ein Naturkundiger sagen, wenn er dieses hörte? Vielleicht weiter nichts, als daß

er diese Leute nicht zu Schülern haben wolle. Wenn sie sich nun aber zudrängen, und ohne wahre Wissbegierde, nur um mitzusprechen, Physik von ihm lernen wollen? dann wird er genöthigt sein, sie ein für allemahl zu bitten, ihren gesunden Menscheninn völlig bei Seite zu legen, wenn sie etwas von ihm lernen wollen. Das heißt nun doch wohl nichts anders, als, zuvörderst so weit über die Gegenstände, über die sie belehrt sein wollen, nachzudenken, daß ihnen eine Belehrung von Nutzen sein könne, indem sie, wenn sie dieses versäumen, ein Bedürfnis befriedigen wollen, welches sie nicht fühlen, und das ist thöricht. Ueberdem müsse er befürchten, daß sie, wenn sie ohne solche Vorbereitung seine Erklärungen anhören würden, den Ueberdruß, den ihnen das Nicht-Verstehen derselben macht, gar bald an ihm und seiner Wissenschaft rächen, ihn für einen kaltsinnigen Grübler, und jene für trocken, unnütz, und sich selbst widersprechend ausschreien werden.

Das wollte nun auch Hr. Schulz sagen, indem er sich die Appellationen an den gesunden Menschenverstand verbat. Von jeher haben alle wahrhaft große Köpfe speculirt, und die Speculation ist nicht etwas, das Kant erst gemacht hätte, wiewohl Hr. Schlosser es gern so vorstellen möchte. Die Speculation ist aber in tausend Irrungen be-

fangen gewesen, sie hat weder aus noch ein gewußt. (So kann man die alte *ἀπορία* übersetzen, welche nichts anders als die gewöhnlich so genannte Speculation war.) Woher kommt es denn nun, daß jeder denkende Mensch, je mehr sich seine Einsichten erweitern, desto größern Widerspruch mit allem dem antrifft, woran er vorhin so festiglich glaubte? woher kommt es, daß er an dem Dasein seines eigenen Körpers zweifeln muß, ja, daß ihm der Augenschein selbst verdächtig wird, und ihn nicht überzeugen kann? daß ihm seine liebsten Ueberzeugungen wankend werden, daß ihm, selbst bei dem reinsten Herzen, die Realität der Tugend selbst verdächtig werden kann? Wenn Hr. Schlosfer das Speculiren auch nicht so weit treibt, daß es ihm wehe thut, so schelte er wenigstens nicht auf die, welche es sich nicht so bequem zu machen wissen, als er. Er erinnere sich an den Spruch seines alten Freundes Salomo: wo viel Weisheit ist, da ist viel Gramens. Und woher dieser Gram? weil man finden muß, daß unser Wissen, Glauben und Hoffen auf so schwachen Gründen beruht, und daß die Eingebungen des bloßen Menschen sinnes trügerisch sind, so herzlich gern man ihnen glauben wollte. Wenn nun ein Mann auftritt, der endlich die „*idée-mère*“ gefunden haben will, die alles unser Wissen begründen soll: so ist es na-

türlich, daß man, um einzusehen, wozu alle die weitläufigen Anstalten, welche getroffen werden mußten, um sie hervorzuheben, nöthig waren, vorher mit dem ganzen Zwiste, in dem der Menschen-sinn, der wiederum mit sich einig gemacht werden soll, befangen war, bekannt zu sein. Die Säge: es giebt keinen Raum, keine Zeit, Bewegung, Ursach, u. s. w., drücken diesen Widerstreit aus, und wenn die Critik ihn heben wollte, so ist natürlich, daß sie es nicht dadurch konnte, daß sie sich auf den gemeinen Menschen-sinn berief, der doch das Gegentheil von allem dem annehme, denn es ist ja gerade auszumachen, warum der Menschen-sinn das, was er annehmen soll, nicht annehmen kann. Sondern man muß zeigen, was das für ein Grundirrthum sei, der diesen Zwist veranlaßt hat. Wer also an den gesunden Menschen-verstand gegen die Aussprüche der Critik appellirt, der sagt weiter nichts, als daß er an dem, was die Critik ihm beweisen wolle, noch nicht gezweifelt habe. Für ihn ist sie also noch kein Bedürfnis. Sagt man ihm: er müsse nicht an den gesunden Menschen-verstand appelliren, wenn er kritische Philosophie studieren wolle, so heißt das weiter nichts, als: wer die Aussprüche desselben noch für untrüglich halte, dem könne nichts damit gedient sein, zu hören, wie der, der

auf einen Widerstreit desselben mit sich selbst gerathen ist, verständigt werde.

Man hätte kaum glauben sollen, daß jener Ausdruck, der Jedem, der mit der Philosophie überhaupt bekannt ist, nicht bloß dem kritischen Philosophen, so verständlich und so wenig anstößig ist, auf eine so grobe Art mißverstanden, oder auf eine so plumpe Art hätte gemißbraucht werden können. Wie ungerecht, und wie abgeschmackt zugleich ist es, sich über die Gelegenheit zu freuen, ausrufen zu können: die Kantianer sagen, wer ein Philosoph auf ihre Weise sein wolle, der müsse keinen Menschenverstand haben. Was hat Hr. Schlosser von seiner Belesenheit in den Griechischen Philosophen, wenn er von diesen Urhebern der Speculation nicht gelernt hat, was die Speculation sei? Und dabei sich stets auf die Griechische Philosophie zu berufen! mit welchen Augen mag er wohl die Physik und Metaphysik des Aristoteles ansehen? hat er darin auch puren schlichten Menscheninn auf seine Weise gefunden? Und sein guter Freund Plato! o das war der Menscheninn selbst! Das war ein Popularphilosoph trotz Eberhard und Platner! — Guter Plato! du hättest in unserm Zeitalter auftreten, Beifall und Anhänger finden, und eine Philosophie nach dir benennen sollen, wie würde dein Freund Schlosser über dir

hergefahren, mit welcher Würde würde er dir über deine substantziellen Formen, und dergleichen schöne Sachen für den Menscheninn mehr, den Text lesen!

Und was ist denn nun dieser Menscheninn, der höher sein soll, als alle kritische Vernunft? S. II. lernen wir ihn näher kennen; „Menscheninn ist Vernunft, wie der Mensch sie hier auf der Erde in seiner Sphäre hat.“ Also menschliche Vernunft mit einem Worte. Welchen kindischen Eigensinn verräth nicht Hr. S.! Alle die Bestimmungen, welche die Kritiker von der Vernunft geben, sollen sämmtlich nicht gelten; und ihre Vernunft soll nun Ein für Allemal nicht Vernunft sein, sondern der Menscheninn soll nur gelten, und dieser Menscheninn soll denn nichts anders sein, als — menschliche Vernunft! — Wo Unwissenheit ist, ist Stolz, wo Stolz ist, ist Neid. Man sieht, H. S. gönnt Kanten es nicht, daß er das Wahre der Vernunft entdeckt, und für alle künftige Zeiten festgestellt hat; er will durch eigensinnige „Nein! Nein!“ das ganze System umstoßen. Und was wird er dafür wieder geben? den Menscheninn, der Vernunft ist. Doch diese Vernunft empfiehlt sich durch eine lebenswürdige Unwissenheit. In welche Krümmungen sich doch der getretene Ehrgeiz windet! Wenn Alles nichts helfen will, so soll es

zulezt doch die Farce: mit einem Jesusgesichte lächelnd unter das Volk zu treten, und ihm mit holder Freimüthigkeit zu sagen: meine Brüder, ich bin eben so dumm als ihr seid. Aber daß ja die lieben Brüder nicht einstimmen! Sie müssen einstimmig dagegen protestiren, und den bescheidenen Philosophen krönen, und im Triumphe aufzuführen. Es hat mancher König dadurch allein seine Krone behalten, daß er that, als wolle er sie niederlegen. Vorhin wollte man sie ihm nehmen, jetzt bringt man sie ihm auf.

Nichts anders will H. G., wenn er seine Vernunft so schwach und gebrechlich vorstellt. Sie macht keinen Anspruch auf Gewißheit; der Himmel bewahre ihn vor der Unbescheidenheit, sondern der Mensch gebraucht sie nur: „um nicht allein das Spiel und der Spott der Schöpfung zu sein.“ Der Mensch ist also ein vernünftiges Wesen par dépit. Aber in der That, diese verdrießliche Vernunft mag der Schöpfung zum Troste noch so vernünftig sein, was hilft es ihr, wenn sie mit aller ihrer Anstrengung nichts ausrichtet? warum strengt sie sich an, wenn sie weiß, daß sie nie zur Gewißheit gelangt? O welch ein widriger Anblick ist es, die Hochmuth demüthig zu sehen, um andere zu demüthigen! Wenn Kant zeigt, warum die Vernunft von den

Dingen, von welchen sie nichts weiß, nichts wissen könne, daß sie hingegen in dem Felde, wo sie allerdings wirksam sein kann, thätig und wirksam sein solle: so nimmt das H. G., der Himmel weiß warum? sehr übel auf, spricht von einer wahrhaft menschlichen Vernunft, der Vernunft des Plato, des Aristoteles, und aller sieben Weisen, und am Ende ist diese Vernunft ein verkrüppeltes ärmliches Wesen, zusammengesetzt aus Stolz, Verdruß, und unverhohlener Unwissenheit; und doch soll der Schöpfung damit getrogt, und die Menschheit erhoben werden.

Sokrates und Plato, Hrn. Schlossers vertraueste Freunde, deren Freundschaft H. G. auch so sehr benutzt, daß sie sogar falsch Zeugniß für ihn ablegen müssen, (ein casus pro amico,) Sokrates und Plato, (warum nicht auf Confucius, Zoroaster und Pilwai?) hatten gerade auch diese Vernunft, und drangen nur darauf, daß man unterscheide, was man wisse, (mit Gewißheit wisse, sagt H. G.,) was man glaube, und was man meine. Man sollte glauben, die wären auf dem rechten Wege zur kritischen Philosophie gewesen. Ein Kantianismus ante Kantium. Die guten Leute haben schon oft viel sagen müssen, was sie nicht gesagt haben, wenn ihnen aber Sachen, wie diese, in den Mund gelegt werden, so

können sie ganz wol damit zufrieden sein. Mir scheint, H. S. sei beim Durchblättern der Kritik der reinen Vernunft auf das Kapitel gestoßen: vom Meinen, Glauben, und Wissen. Eine dunkle Reminiscenz führte ihn nachher dieses Meinen, Glauben, und Wissen wieder vor, und da glaubte er denn, das komme von keinem Andern, als vom Sokrates her. Sogleich wird Kant vorgerufen, daß er das Meinen, Glauben und Wissen nicht unterschieden habe, und ihm zu verstehen gegeben, den Plato zu lesen, um diesen Unterschied zu lernen. Das heißt doch wol (wie Lessing sagt) Einen mit seinem eigenen Fette beträufeln. Zwar wird gesagt: die Kritiker hätten sich das Ansehen gegeben, als ob sie das Wahre und Gewisse zusammengesucht hätten, allein es wird ihnen zum Vorwurfe gemacht, daß sie das Wahrscheinliche verwürfen. H. S. weiß nicht, was er will. Wenn Sokrates und Plato gerade so wie Kant, das Meinen, Glauben und Wissen genau unterschieden haben, so haben sie jedem seine Sphäre angewiesen, und wenn sie noch so etwas haben herumlaufen lassen, was Hr. S. das Wahrscheinliche nennt, so sind sie Stümper gewesen, und ihre belobte Unterscheidung und Gränzbestimmung war Windmachelei. Allein solche Stümper waren sie wol nicht, sondern auf die Wahrscheinlichkeit, d. h.

das Fürwahrhalten aus für unzureichend erkannt-
ten Gründen, war bei jener Eintheilung schon ge-
rechnet. Hr. S. nimmt auch ein Wissen mit Ge-
wissenheit an. Das ist ganz etwas Neues. Er
wird nun wol noch ein Wissen schlechthin, und ein
Wissen mit Ungewissenheit annehmen. Wie? wenn
er Kantem nun auch den Vorwurf machte: er ha-
be das Minimum, Medium und Maximum des
Wissens nicht unterschieden, so wie neulich wirk-
lich Jemand ihm vorgeworfen hat, er habe das
Minimum, Medium und Maximum der bürger-
lichen Freiheit nicht unterschieden. Wären Hn. S.
diese drei großen Wörter eingefallen — das wäre
Wasser auf seine Mühle gewesen. Ein confuser
Kopf kann Einem das Leben sehr sauer machen. Der
ungeübte Denker ist gerade der beschwerlichste Geg-
ner. Man muß sein Gedankenhäuschen, in wel-
chem Alles bunt unter einander läuft, und die ver-
schiedenartigsten Dinge sich paaren, erst ordnen, und
in Reih und Glieder stellen, ehe man es gegen sich
selbst kann aufmarschiren lassen. Aber dieses Ord-
nen ist oft bei weitem schwerer, als das Nieder-
hauen selbst.

Wahrscheinlich! ist von jeher das Lo-
sungswort der verfehlten Philosophen gewesen, bei
welchen die Speculation nicht so recht in Gang kom-
men konnte. Deshalb hängt auch Hr. S. so fest

an seinem lieben Wahrscheinlichen. Sein System ist: er glaubt an das, was wahrscheinlich ist. So recht! Da ist weder das Glauben, ein Glauben, noch das Wahrscheinliche, das Wahrscheinliche. Aber wer ihn hierüber verständigen, und seine Begriffe läutern will, der ist sein Feind, und er schreit ihm entgegen: ob er ihm den Glauben an Gott nehmen wolle.

Wenn er nur dazu zu bewegen wäre, einmal geduldig und ohne auszuslagen zuzuhören. Er soll sein Wahrscheinliches ja behalten. Auch sein Glauben wird Raum genug in der kritischen Philosophie finden, wenn es kein Aberglauben ist.

Hr. S. würde zufrieden seyn, wenn ihm Jemand sagte: es sei ihm wahrscheinlich, daß ein Gott sei. Wenigstens würde er ihm lieber sein, als ein (theoretischer) Gottesläugner. Die kritischen Philosophen würden aber doch den letzteren vorziehen. Erschrecken sie nicht, Hr. Schlosser! Zu sagen: es sei wahrscheinlich, daß Gott existire, würde Gotteslästerung sein, wenn es nicht Unsinn wäre. Denn wo Wahrscheinlichkeit ist, da ist immer etwas völlig bekanntes, nur weiß man nicht den Zusammenhang, den es mit andern Gründen der Erkenntniß hat. Bei dem Wahrscheinlichen muß etwas Bestimmbares zum Grunde liegen,

und es müssen nur diese und jene Bestimmungsgründe fehlen, um das Bestimmbare vollends zu bestimmen. Mir ist es wahrscheinlich, daß der Mond eine Atmosphäre hat. Meine Wahrscheinlichkeit könnte hier, wenn mehr Data hinzukämen, Gewißheit werden. Aber Gott ist nicht etwas, das mir zum Theil bekannt wäre, ich kann es also auch nie zur Erfahrung bringen, daß Gott ist. Hingegen glaube ich, daß ein Gott ist, weil ich Anlagen in mir finde, die mich zu diesem Glauben führen. Diesen Glauben Wahrscheinlichkeit zu nennen, ist das ärgste quid pro quo, das gemacht werden kann.

Es ist also nicht wahr, wenn Sie vorgeben, die kritischen Philosophen verwürfen das Wahrscheinliche. Die kritischen Philosophen lassen Ueberzeugungen wahrscheinlich sein, die einmal gewiß werden könnten, und sie verwerfen das Wahrscheinliche nur da, wo es widersinnig ist. Aber nun wollen wir Sie weiter anhören: „sie erlauben nur, dann und wann, und das sehr ungern und gezwungen, einiges, das nicht bewiesen ist, als Postulat, nicht zu glauben, viel weniger anzunehmen, sondern bloß und allein zu denken. Auch nicht einmal deswegen zu denken, weil der Menscheninn uns darauf führt; sondern bloß darum, weil sonst ihr System nicht wahr sein könnte.“

— Mann! Mann! welche schreckliche Blößen geben Sie! Sie stellen die kritischen Philosophen vor, wie es ihnen sehr wehe thue, zu erlauben, daß etwas Unbewiesenes gedacht werde. Schon dies ist eine ekelhafte Uebertreibung, die von einem hohen Grade von Geschmacklosigkeit zeugt. Allein noch mehr: sie sollen erlauben, es als Postulat zu denken. Wahrlich, solche Philosophen wären eines solchen Gegners würdig! Ein Postulat muß nothwendiger Weise gedacht und angenommen werden, und wer bloß erlauben wollte, ein Postulat zu denken, würde eben so thöricht sein, als ein Herrscher, welcher eine besondere Erlaubniß geben wollte, seine Befehle zu vollziehen. Aber was ihrem Scharfsinne die Krone aufsetzt: die kritischen Philosophen sollen erlauben, dies Postulat zu denken, weil sonst ihr System nicht wahr sein könnte. O wo Verstand und Ueberlegung einmahl in Worten und Phrasen erstickt ist, da ist es unmöglich, sie in gesunder Luft wieder zum Leben und zur Besonnenheit zu wecken! War es möglich, daß Sie den Widerstreit in zwei Gedanken, die unmittelbar an einander gränzen, nicht sahen? das kommt davon, wenn man sich bloß gewöhnt, seine Worte zu hören, nicht aber zu überdenken, ob sie Sinn enthalten. Die kritischen Philosophen sollen, nach:

E

dem sie sich $\pi\upsilon\zeta$ καὶ $\lambda\alpha\zeta$ gewehrt haben, endlich mit vielem Widerwillen erlauben, daß dasjenige gedacht werde, ohne welches ihr System nicht wahr sein kann. Ich möchte doch wohl, sie sollten, nicht erlauben, sondern mit aller Gewalt darauf bringen, daß das angenommen werde, ohne welches ihr System nicht wahr sein kann. Und so dringen sie auch darauf, daß Gott geglaubt werde, das heißt, sie verweben diesen Glauben so ganz in das innerste Wesen der Vernunft, daß er, trotz des Mangels an speculativen Beweisgründen, dennoch unerschütterlich ist. Was haben Sie daran zu tadeln? daß ihre Ueberzeugungsgründe vom Dasein Gottes nicht dieselben sind. Jeder Schwärmer glaubt allein den wahren Gott zu kennen. Aber wie können Sie es den Kantianern übel nehmen, daß sie auf diesen Glauben dringen, weil sonst ihr System nicht wahr sein könnte? Es ist traurig, daß, wenn sie Kants Gedanken ausdrücken wollen, diese immer einen Anstrich von Possierlichkeit erhalten, und wie Polichinelli, auf dem Kopfe daher kommen. Wenn man den in Ihrem Ausdrucke auf den Kopf gestellten Sinn wieder auf die Füße setzt, so heißt es so: der Glaube an Gott ist mit dem Kantischen Systeme so verwebt, daß man nichts davon annehmen kann, ohne auch den Glauben an Gott anzunehmen. Kein

Mensch kann verhindern, daß dieser Gedanke in Ihrer Phantasie verzerrt und verunstaltet wurde, erlauben Sie mir, daß wir ihn, so lange unsere Phantasie noch gesund ist, in keiner andern Gestalt denken.

Wenn nun der Jünger so weit gekommen ist, (S. 15,) daß er seinen Menscheninn aus- und anziehen kann, wie ein Kleid, dann soll er — „schlechterdings keinen Werth darauf setzen, ob die Kritiker ihn für einen Philosophen oder für einen Mystiker halten.“ Es ist sonderbar anzusehen, wenn Hrn. S. Gedanken, wie die Mönchen aus Holunderholz, Kopf überschlagen. Wer hätte beim Anfange dieses Perioden vermuthen sollen, daß er ein solches Ende nehmen werde? Auf diese Weise aber pflegen sich die schlechten Scribenten die Uebergänge zu bahnen. Hr. S. hatte vorhin declamirt, welche schöne Sache es um den Menscheninn sei, und nun, da er damit fertig ist, will er von dem ihm angeschuldigten Mysticismus sprechen, und doch im Zusammenhange bleiben. Sonach wird dem Jünger gesagt: diesen Menscheninn nun mußt du ausziehen, dann werden dich die Kritiker erst für einen Philosophen halten, — vielleicht aber auch doch noch für einen Mystiker, und nun: à propos Mysticismus. Aliter non fit liber. So entsteht denn ein so sonderbares Quodlibet von Gedanken, die



nur dadurch einen Zusammenhang zu haben scheinen, weil sie auf Einem Blatte stehen. — Die kritischen Philosophen sollen nur diese zwei Classen von Denkern kennen: Mystiker und Philosophen, und gleich darauf heißt es: wer nicht kritischer Philosoph sei, sei nothwendig Mystiker. Hr. S. ist unrecht berichtet. Die kritischen Philosophen kennen nur Dogmatiker, Skeptiker und Kritiker, und Mystiker sind ihnen gar keine Philosophen, oder vielmehr die verfehlten Philosophen. Aber wenn man Hrn. S. glauben will, so sind ihnen Mystiker die, — welche an Gott und Unsterblichkeit glauben. Der plumpe Verläumder!

Und nun folgt v. S. 16 — 20 ein Gewebe eines wahrhaft exemplarischen Unsinn. Was sagt man z. B. von folgender Stelle: „die finstern Höhlen, in welchen man bloß um des Schattens willen ein Licht postulirt, und bloß damit beweiset, daß man sehen könne, weil man mit der Hand etwas an sich gefühlt hat, das wohl zum sehen da seyn möchte.“ Das geht in's Gräßliche, ist aber doch für einen künftigen Kritiker des Unsinn ganz etwas Köstliches.

So geht es auch S. 18 — 20. Wenn Kant sagt, wenn man über Philosophie mitsprechen wolle, so müsse man sie ernstlich studirt haben, so spricht Hr. S. von Schweiß und Blut, die

der Meister der kritischen Philosophie verlange. Nicht minder weiß Hr. S. auf eine eben so witzige Art die Rede auf gewisse Mückenflügel, (versteht sich, daß es griechische sein müssen,) zu bringen, und wendet denn so sinnreich als schalkhaft, so etwas von Mückenflügeln auf die kritische Philosophie an. Wer sieht hier nicht den Witz spasshafter Tischgenossen, die, wenn ein Hase aufgetragen wird, es so lange zu drehen und zu wenden wissen, bis sie auf ihre Mitgäste so etwas vom Hasen werfen können, z. B. daß ein Hase den andern äße, und was dergleichen allerliebste Einfälle mehr sind. Hr. S. hat hierin, wie leicht zu begreifen ist, eine weit größere Stärke, als dergleichen von griechischer Urbanität nichts wissen, die Tischgesellen, er kommt aus der Schule des Sokrates, der, wie bekannt, wegen seiner Stärke in dergleichen sinnreichen Einfällen *eigor* genannt ward.

Mit eben der Feinheit geht Hr. S. zu Werke, wenn er, um zu sagen, daß es den kritischen Philosophen viele Mühe gekostet habe, ihr System zu Stande zu bringen, sie eine Maschine zu Stande bringen, und sie vor unsern Augen alle einzelne Stücke derselben zusammen setzen läßt, damit man sie recht schwinzen sehe. Zwar hat Kant allein sein System erbauet, allein Hr. S. giebt ihm eine

Menge von Gefellen, welche mit daran arbeiten, damit er die Vorstellung von einem Gewühle hervorbringe. Sagen Sie doch, Herr Geheimdesrath, ob Sie es für eine Schande halten, wenn man Alles thut, was man, um den Zweck, den man sich vorgesetzt hat, zu erreichen, thun muß. Sie lassen die Kantianer eine Menge Arbeiten verrichten. Arbeitsamkeit ehrt. Sie lassen sie ihre Maschine flicken, Lücken in ihr füllen, ehe sie in Gang kommt. Man sollte denken, daß man nur eine schon gebrauchte und verbrauchte Maschine flicken könnte. Sie lassen sie Friktionen begegnen. Sie erweisen ihnen zu viel Ehre. Auch der allergeheiligste Mechanikus kann nicht wissen, welche Reibungen seine Maschine zu überwinden haben wird. Erst erfindet er seine Maschine, die Friktionen werden dann schon berechnet werden. Wenn nun die Kantianer darauf so früh Rücksicht genommen haben, so zeigt dies, daß sie Alles gar wohl überlegt haben, was in ihren Plan gehört, und Alles geliefert haben, was man von ihnen nur fordern kann. Und nun noch: Hebel anbringen, Gewichte und Räder anfügen, und endlich gar — maskiren. Mitleiden erregt die Armuth, welche so dürstige Stoppeln so eifrig sammelt, weil sie so dicht neben einander liegen. Noch dazu sind „viele über die Wirkung, (dieser Ma-

schine,) erstaunt.“ Die Maschine muß also den Kantianern doch wohl gelungen sein, wenn sie eine so erstaunenswerthe Wirkung hervorgebracht hat. Was gleich darauf folgt: „die, welche nicht über die Wirkung erstaunen, sollten über den Zweck der Wirkung nicht zu sehr erstaunen,“ ist völlig sinnlos. Der alte Longin hat ein wahres Wort gesagt: nichts ist trockener als ein Wasserfuchtiger.

§. 21 — 23 zeigen Sie, wie Sie philosophirt haben. Sie haben sich selbst beobachtet, sagen Sie. Schade, daß Sie dadurch nicht zur Selbsterkenntniß gekommen sind. Deshalb wollen Sie auch Ihre Philosophie nicht Theorisiren nennen. Freilich heißt es bei Ihnen eigentlich Contempliren. Auch lehnen Sie den Namen eines Systems von ihr ab. Sorgen Sie nicht! Kein Mensch wird je zusammen geträumte Fragmente aus Griechischen und Römischen Scribenten ein System nennen.

Hierauf folgt nun wieder eine pathetische Anrede an den Jünger, in welcher gesagt wird, was er Alles dulden müsse, wenn er kritische Philosophie studiren wolle. Dem wird nun die Lust wohl vergehen, wenn ihm nicht einige gar zu arge Widersprüche die Lehre seines Meisters verdächtig machen. Zuerst wird ihm damit bange gemacht, daß

„man in der kritischen Philosophie das Wirkliche nicht berühren, sondern in lauter Abstractionen ersticken müsse,“ (der engbrüstige Mann!) einige Zeilen darauf aber heißt es: „daß in der kritischen Philosophie nichts geachtet werde, als was man mit Händen greifen könne.“ Sollte ein Mann, der seine Gedanken nicht eine Seite hinunter in Ordnung und Zusammenhang erhalten kann, wohl im Stande sein, das bündigste System der Philosophie mit Einem Blicke in seinem Zusammenhange und in seinen Folgen zu übersehen?

Und nun noch: was er in seinem philosophischen Noviziale Alles aufgeben müsse: Hoffnungen, Ahnungen, Blicke ins Uebersinnliche, — dem Genius der Dichtkunst müsse er die Flügel beschneiden, — der arme junge Mann! was er sich nicht aufbinden lassen muß! Doch, da er schon mündig ist, so wird er sich an seinen Herren Vormund, über den ihm gar bald die Augen aufgehen müssen, nicht sonderlich kehren. Allen Hoffnungen die Flügel beschneiden! welche abgeschmackte Uebertreibung! sollte dem Jünger in der Schlosserischen Schule der Geschmack nicht in den Grund verdorben sein, so hoffen wir, daß ihn Kants Beantwortung der Frage: was darf ich hoffen? bald eines Bessern lehren werde. Sollte er aber eine so große

Lust haben, in das Uebersinnliche zu sehen, d. h. seine Sinne da zu gebrauchen, wo sie nicht zu gebrauchen sind: so mag er immerhin hinein schauen, wenn ihm ein übersinnlicher Sinn gegeben ist. Da indessen Hr. S. (als Staatsmann) so viel auf den Weltgebrauch hält, sollte man ihm nicht vielmehr anrathen, lieber um sich herumzusehen, und seine Augen da zu gebrauchen, wo sie zu gebrauchen sind? Wenn er aber auch „dem Genius der Dichtkunst die Flügel beschneiden soll“, so möchte man wol erfahren, ob der eigene Genius des Mündels schon so flügge sei, oder ob er meint, Kant wolle allen Dichtern die Flügel beschneiden, und wer ein braver Kantianer sein wolle, müsse gleichfalls die Schere zur Hand nehmen. Daß nun die Kant's Wille sei, davon ist uns nie etwas zu Ohren gekommen. Wir können im Gegentheile versichern, daß Kant dem ächten Genius der Dichtkunst, wenn er sich in seinem majestätischen Fluge erhebt, gern nachsieht, daß er einen Haller und Voß mit Vergnügen liefert. Daß er aber an poetischen Rodomontaden, die unter dem Titel von Oden und epischen Gedichten hin und wieder herumlaufen, kein Vergnügen finden kann, ist wol ganz natürlich. In dem, was nun folgt: „du mußt jedes Feuer der Andacht verlöschen, jedes geheime Gebet deines Herzens ersticken, jede Gra-

zie der Seele verschwören“, sieht man so recht den ekstatischen Aufwiegler, der sich ohne Bedenken seinen erglüheten Leidenschaften überläßt, und seinen Gegner über und über mit Verläumdungen beschüttet. Der Schwachen wegen, welchen Hr. S., wie ein erbohter Priester, in der emporgestreckten Hand, einige Stellen aus Kants philosophischer Religionslehre über die Gnadenmittel und Gnadenwirkungen entgegenhalten, und ihnen zurufen möchte: seht hier, der Frevler läugnet die Wirksamkeit des Gebets! wollen wir, zu ihrer Beruhigung, nur diese Stelle aus Kants Schrift, zum ewigen Frieden (S. 50. Erste Aufl.) hersehen: „in moralisch-praktischer Absicht, z. B. in dem Glauben, daß Gott den Mangel unsrer eignen Gerechtigkeit, wenn nur unsere Gesinnung ächt war, auch durch uns unbegreifliche Mittel ergänzen werde, wir also in der Bestrebung zum Guten nichts nachlassen sollen, ist der Begriff des göttlichen Concursus ganz schicklich, und sogar nothwendig.“

Hr. S. vergift sich in seinen Verläumdungen so sehr, daß er die lächerliche Behauptung vorbringt, sogar „den männlichen weisen Dichtungen der Griechen und Römer“ müsse der Mündel, wenn er kritischer Philosoph werden wolle, „sein Herz verriegeln und verschließen.“ Man

braucht nur im Kant geblättert zu haben, um zu sehen, mit welchem Geschmacke er die Classiker gelesen hat. Gewiß mit mehr Geschmack als Hr. S., der sie nur aus langer Weile gelesen zu haben scheint, oder, um Motto's und Anspielungen, (die er nicht einmal anzubringen versteht,) darin aufzujagen. Hr. S. wird immer eine Instanz gegen den bleiben, welcher behauptet, daß die alten Classiker den Geschmack bilden. Kant mußte sogar im großhaften Juvenal etwas Großes zu finden, die göttlichen Verse:

Summum crede nefas, animam praeferre pudori,

Et propter vitam, vivendi perdere causas.

die Hr. S. zehnmal hätte lesen können, ohne das Große darin zu sehen.

Nachdem nun Hr. S. seinen Mündel im Namen der kritischen Philosophie die Schreckenspost mitgetheilt hat: „daß er sein Ohr und sein Herz den gefühlteren Liedern seiner Zeitgenossen verriegeln und verschließen müsse: fügt er unmittelbar hinzu: „Oder, wie kann je ein Postulat, selbst auf Apollo's Lippen, ein Gesang werden, der bis in dein Herz überging.“ Wenn man hier fragen wollte, wie diese unmittelbar auf einander folgenden Perioden zusammenhängen, was für eine Verbin-

hung das oder anzeige, und dergleichen mehr: so würde man vergessen, daß man mit einem Schriftsteller zu thun hat, der nach den gewöhnlichen Regeln, die für eine bündige Schreibart, und einen menschenverständlichen Vortrag gegeben werden, gar nicht beurtheilt werden darf. Er ist hier völlig hors de la loi. Er scheint den logischen Regeln allen Gehorsam aufgesagt zu haben, und hat seine Gedanken der Herrschaft des Zufalls untergeben, der denn auch nach seinem bekannten Eigensinne die wunderlichsten Dinge damit vornimmt.

Postulate sind für Hr. S. gar nichts. Man sollte glauben, er sei einer von den gründlichen Denkern, die den Beweis von dem Beweise, den Grund vom Grunde, das Warum vom Warum wissen wollen. Allein er schilt ja Kant, weil er Alles beweisen will; er muß also wol einen andern Grund haben, warum er die Postulate nicht leiden kann. Ich möchte wissen, ob Hr. S. wol jemals Mathematik studiert habe. Wie gemein müssen seiner erhabenen Denkart, wie kalt müssen seinem warmen Herzen nicht die trockenen Heißeßäße vorgekommen sein! Wenn er ein Postulat annehmen soll, so muß es wenigstens „Gefang geworden sein, der bis in sein Herz übergehen kann.“ H. S. ist ein gar zu großer

Liebhaver von der Musik! es ist in der That zu viel verlangt, daß man auch die Postulate componiren, und daß Apollo sie absingen solle.

Und nun geht Hr. S. von Apollo's Gesänge zu Kants Sprache über. Man kann leicht denken, wie er von dieser urtheilt. Hier ist aber Hr. S. mehr zu beklagen, als zu tadeln. Die Zeit seiner Bildung traf gerade in die belletristische Periode, wo man anfang, der Schulerziehung, welche eine strenge Methode vorschrieb, müde zu werden, und dafür, vorzüglich durch die Werke einiger Franzosen verleitet, desto ämsiger einer gewissen Schönschreiberei sich befliß, viel auf Spizen und Wendungen hielt, Feinheiten anzubringen suchte, und Gedanken jagte. Dadurch ward man in den Stand gesetzt, immer etwas zu sagen, wenn man auch nichts zu sagen hatte. Die Schriftsteller, welche wirklich etwas vorzutragen hatten, schrieben allein eine gute deutliche Prose, allein wer sich mit dieser begnügte, der ward für einen Menschen gehalten, dem der feine Geschmack fehlte, so ein geschickter Mann er übrigens sein möchte. Unter jenen so genannten schönen Schriftstellern war kein Einziger, der ein System vorzutragen, der eine Verkettung von Gedanken anzuordnen, der eine Reihe von Wahrheiten durch eine Reihe von Sätzen durchzuführen gehabt hätte. Mit der

Feder in der Hand setzte man sich an das Pult, und machte Gedanken, wenn keine da waren. Daher mußte man sich auch so kümmerlich durchhelfen, als H. C. sich in dieser Schrift durchhelfen muß. War ein Gedanke da, so suchte man ein Bild daraus zu machen, dieses ward wieder mit andern Bildern verglichen, und so entstand wol, wenn das Glück gut war, ein anderer Gedanke; ein Einfall mußte zu Uebergängen verhelfen, und zu Digressionen Anlaß geben; ja, was gar nichts seltenes war, man fing ein Bild auf, und sahe hernach zu, ob man nicht Gedanken auftreiben könnte, die zu dem Bilde paßten, und so spann man denn Gedanken, trotz den Balzacs und Voitures, nur, daß diese doch mehr Zeug zu verspinnen hatten, als jene. Es ist natürlich, daß dergleichen Schriftsteller, welche schreiben, um zu denken, gewisse ganz eigne Manövers in ihren Schreibereien gebrauchen, und daß sie, da sie von Gedanken nicht gedrängt werden, volle Muße haben, ihre Periodechen abzurunden, daran zu schnörkeln, und zu schnickeln, und sie auf alle Weise zuzustutzen. Das schien ihnen dann ein vortrefflicher, schöner, geschmackvoller Stil. Nun vergleiche man aber einmal den ärmlichen Ideenvorrath dieser dürftigen Gedankenmacher, die die Wörter aneinander reiben, um zu sehen, ob nicht ein Gedanke daraus hervorspringen will, und

die, wenn sie deren einige aufgetrieben haben, sie doch nicht zusammen reihen können, ohne das wunderlichste Glückwerck an den Tag zu bringen, mit dem unermesslichen Reichthume der tieffsten Gedanken, in einem Geiste, wie Kants Geist, die alle in einem Zusammenhange unter einander stehen, den solch ein Schreibling nicht einmal übersehen kann, ohne schwindlig zu werden. Man vergleiche die Arbeit, die ein solcher Geist haben muß, um Worte genug zu seinen Gedanken zu finden, mit der ängstlichen Quälerei Jener, die aus Worten Gedanken zu finden bemühet sind. Ist es ein Wunder, daß ihnen die Schreibart Kants unträglich ist? Sie muß ihnen abscheulich, barbarisch vorkommen; denn da ist kein Geflingel, kein Gedankenspiel, sondern bloß der ernste Gang des beschäftigten Denkers, der Sprache schafft, wo er keine findet, unbekümmert, ob sie einem verhungten schönen Geiste künftig werde Dienste leisten können. Man sieht in jeder Schrift Kants den gewaltigen Geist, der unter der Menge seiner Gedanken arbeitet, und sie in ihrer Fülle und innigem Zusammenhange darzustellen, kaum Worte genug, und kaum genug passende Verbindungsmittel in der Sprache, die einem solchen Geiste noch nie gedient hatte, antreffen kann. Kant hat sich, ohne daß er es selbst darauf anlegte, eine Sprache geschaffen, und sie hat unter seiner Bears

beitung eine solche Kraft und doch eine solche Geschmeidigkeit erlangt, als man ihr kaum sollte zutraut haben. Jenen belletristischen Phrasenkünstlern muß das natürlicher Weise eine ganz neue Erscheinung sein, die sie gar nicht begreifen können. Das dürftige Väcklein ihrer Gedanken, das so still dahin plätscherte, wo es einen Ausweg für sich fand, erstaunt über den gewaltigen Strom, der sich selbst seine Ufer sucht, und sich selbst sein Bett gräbt. Es ist nichts possierlicher, als sie über die langen Perioden, und über die eingeschalteten Parenthesen in Kants Schriften Klagen zu hören. Der Mann, der sich im Gedränge von Gedanken fühlt, und zufrieden ist, wenn er sie nur alle ausgedrückt und mitgetheilt hat, soll so an Worten zimmern, als diese langweiligen schönen Geister, die keine andere Beschäftigung haben, als diese.

Daß der Jünger eine neue Sprache lernen muß, wenn er kritische Philosophie studieren will, wird er, wenn unter der neuen Sprache nichts anders verstanden wird, als die wissenschaftliche Terminologie, die jedes System hat und haben muß, gewiß selbst sehr natürlich finden. Die Klage, daß „die Leute dieser, ganz andere Dinge bezeichnenden Sprache, denjenigen ähnlich seien, die er bereits gesprochen habe,“ ist die Klage der Unwissenheit. Männer, wie Hr. S., die nie ein System

durchdacht, noch weniger eins aufgeführt haben, können die äußern Schwierigkeiten kaum ahnen, die sich bei der Begründung desselben einfinden. Die *Terminologie* ist eine der größten. Es ist unmöglich, eine ganz neue zu schaffen, selbst in den Wissenschaften, die ganz leicht eine ganz neue festsetzen zu können scheinen, indem sie bloß für Gelehrte sind. Das Copernikanische System behält Bezeichnungen aus dem Italiänischen Systeme bei. Kein Astronom hat je geklagt, daß diese Bezeichnungen ganz andere Dinge bezeichnen, als sonst. Nur der philosophische Aspirant rafft in seiner Verzweiflung einen solchen Vorwurf auf. Er ist desto unbilliger oder unverständiger, da hier die Unmöglichkeit einer ganz neuen Bezeichnung, oder die gänzliche Beibehaltung der vorigen, weit mehr einleuchtet. Die Materialien der Philosophie sind und bleiben dieselben. Soll eine Philosophie reformirt werden, so müssen die Bezeichnungen der Gegenstände, worüber philosophirt wird, beibehalten werden, weil man sonst nicht verständlich sein könnte. Allein die neue Philosophie stellt diesen Gegenstand von einer ganz neuen Seite vor, er ist ihr ganz etwas anderes, als die vorigen Philosophen daraus machen wollten, und sonach kann sie allerdings unter demselben Worte nicht ganz dasselbe verstehen, was darunter vorhin verstanden

D

ward. „Es ist unmöglich, zu verhüten,“ sagt Kant, *) daß, wenn die Erkenntniß nach und nach weiter fortrückt, nicht gewisse schon classisch gewordene Ausdrücke, die noch von dem Kindheitsalter der Wissenschaft her sind, in der Folge sollten unzureichend, und übel anpassend gefunden werden, und ein gewisser neuer und mehr angemessener Gebrauch mit dem alten in einige Gefahr der Verwechselung kommen sollte.

Um Kants Sprache schön zu finden, dazu gehört ein gereifter Geschmack. Ille se multum profecisse sciat, cui Kant valde placuerit. Wer in der Schule unsrer schöngeistigeren Philosophen erzogen ist, ist für diesen Genuß auf immer verdorben. Aber klagt nur über die Sprache der kritischen Philosophie! ihr gebt dadurch nicht nur das wahre Maas eurer Einsicht an, sondern ihr entdeckt auch, euch selbst unbewußt, den vorzüglichsten Grund eures Grolles, eures unvernünftigen und sinnlosen Hasses gegen die kritische Philosophie. Ihr zeigt, daß ihr bei aller Uebertünchung von Vernunftmäßigkeit und Bildung im Innern dennoch rohe Barbaren seid. Der Barbar haßt den, der nicht seine Sprache redet, und er

*) Prolegom. zu einer jed. Kunst. Metaph. S. 41. 42. Note.

glaubt, ein Recht zu haben, ihn zu vernichten. Wer nicht seine Sprache redet, und sein Feind (hostis) sind bei ihm gleich bedeutende Ausdrücke. Sehr richtig sagt der vortreffliche Kraft: *) „man weiß, daß einige wilde Völker einander aus bloßem Aberglauben bekriegen, und zwar weil das eine Volk das andere für Hexenmeister ansieht, und ihm die Schuld von allem Bösen, was ihm widerfährt, zuschreibt. Untersucht man die rechte Ursache eines solchen Verdachts, so kommt es bloß darauf an, daß es eine andere Sprache, andere Gewohnheiten und Gebräuche hat, als das andere. So sehr ist der Mensch von sich eingenommen, und bereit, alles gottlos und abscheulich zu nennen, was nicht mit seinen Meinungen übereinstimmt.“ — Das ist gerade euer Fall. Ihr laßt uns die traurige Erfahrung machen, daß die Menschen immer dieselben Thoren bleiben, und daß nur die Gegenstände ihrer Thorheit abwechseln, oder, was noch schlimmer ist, daß, bei aller eurer Frömmerei, dennoch der innere Grund des Bösen, das dem Menschen anhängt, tief in euch steckt, und daß wenig Hoffnung ist, daß ihr, da ihr euch

*) Sitten der Wilden. Aus dem Dänischen übersezt.
S. 93.



über euch selbst auf die unredlichste Weise täuscht, dasselbe einmahl auszurotten suchen werdet. Kant redet nicht, wie ihr, von schöner Sinnlichkeit, von den göttlichen Urbildern, von Ahnungen, Blicken in die Zukunft; er hat eine ganz andere Lebensweise als ihr, er schließt sich auf keine Weise an euch an, — das empört euern tief eingewurzelten Egoismus, er wird euch ein Greuel, ihr glaubt nun mit vollem Rechte in die Beschuldigungen ausbrechen zu können, daß er euch den Glauben an Gott, an die Vorsehung, und an ein besseres Leben raube, und, was euch eben so arg scheint, daß er euch hindere, den „höhern Liedern von Salem“ zu hören, und euer Herz „den gefühltern Liedern eurer Zeitgenossen“ aufzuschließen.

Was noch einigermaßen lustig dabei ist, ist, daß diese Leute, die einen so feinen Tact haben wollen, und bei Kants kernhafter Sprache die Nase rümpfen, bei aller ihrer Schöngelsterei eine so faulerwälsche Sprache reden, daß kein Mensch Flug daraus werden kann. Auf derselben Seite, auf welcher Hr. S. über Kants Sprache klagt, findet man folgenden Gallimathias: „hast du dich endlich so geschält von Allem, was deinen Geist von allem beweisbaren Wahren ablocken könnte, und alles Licht deiner Seele so weit verlöscht, daß nichts

übrig bleibt als der Beweis, daß noch irgendwo ein Licht postulirt werden müsse,“ — sind das nicht die wahren *aegri somnia, vanae species*?

In eben dem Geschmacke ist es, wenn Hr. S. (S. 26,) von der Kost redet, die sein junger Freund in der kritischen Philosophie erhalten werde. Sie ist ihm — Eikadenfutter. Ich dünkte, dem Philosophen sollte die Kost nicht, wie dem Soldaten das Brot, bei Pfunden zugewogen werden. Hr. S., der sich ganz in's Griechische übersetzt hat, er innere sich doch hier an die zarte griechische *τῆτις*, die von dem feinsten Thauw lebe. Pommerische Gänse und Rauchhühner sind kein Futter für einen so zarten Magen, als der vergriechte Jünger haben muß.

Aber still! still! Hr. S. fängt an zu philosophiren. Es ist lustig, ihm zuzuhören, oder vielmehr, ihm zuzusehen, denn die Gebärden und Manieren müssen auch hier das Beste thun. Er, der sich ganz nach den Alten gebildet hat, ahmt auch hier die Römischen Redner nach, bei welchen die portebas auch das Ihrige beitragen mußten. Die Feierlichkeit ist indessen der eigentliche Charakter auch dieser Oration. „Seitdem man die Decke auf der Isis bemerkt hatte“ — wie schauerlich! Bei aller dieser Schauerlichkeit erscheint Hr. S. dennoch nicht besser, als Crispin in der

Comödie, der sich für einen Mahler ausgibt. Er spricht vom Denken und Erkennen gerade so, wie jener von Colorit und Haltung. Wir wollen ihn hören.

„Seitdem man die Decke auf der Isis bemerkt hatte, wußten die Philosophen und Denker schon, daß der Mensch nichts erkennt, als Erscheinungen von den Dingen, wie sie sich ihm darstellen.“

Das sind vier Zeilen, die ganz vernünftig aussehn, allein der Schein trügt. Wer sind doch die, welche die Isis bedeckt haben sollen? doch wohl die Denker selbst? Hr. S. läßt aber, der Himmel weiß, wen, die Natur unter dem Bilde der Isis recognosciren, und den Denkern Rapport abstaten. Seitdem nun dieses geschehen ist, wissen die Denker schon, daß der Mensch nichts erkennt, als Erscheinungen. Hr. S. sagt demnach eigentlich: da man sah, daß man das Innere der Dinge nicht erkennen konnte, ward man gewahr, daß man es nicht erkennen konnte. Er hätte sagen sollen: schon frühe sah man ein, daß Alles nur Schein sei, weil man das Innere der Dinge nicht erkennen konnte. Diesen Grundirrtum hat nun Kant aber gehoben. Er zeigt, daß die Klage, daß man das Innere der Dinge nicht erkenne, in dem Munde von Wesen, die sinnlich erkennen, keinen Sinn habe. Hr. S. verfehlt also seines

Zieles, wenn er glaubt, Mänten dadurch zu schlagen, daß er zeigt, man habe schon vor ihm gewußt, daß Alles nur Erscheinung sei. Man glaubte, Alles sei Schein; zwischen Schein und Erscheinung hat aber Kant zuerst unterschieden, und gezeigt, daß in der Erscheinung Wahrheit sei.

Hr. S. fährt fort: „und wenn Denken das ist, was wir uns davon vorstellen, so ist auch der Uebergang vom Universum des Seyns nicht anders möglich als durch Erscheinungen.“

Er will sagen: alles Denken ist mittelbar, wir haben im Denken nicht die Dinge selbst, sondern nur Vorstellungen, Begriffe, Zeichen. Daß er dieses als einen Uebergang der Dinge in unsere Denkkraft vorstellt, ist bloß ein Uebergang seiner Phantasie. Da wir also die Dinge nicht unmittelbar vorstellen, so folgert er, daß unsere Vorstellungen davon Erscheinungen, (das heißt bei ihm: Schein,) sind. Das ist offenbar weiter nichts, als der gewöhnliche Skepticismus.

„Ein Geist, der so dünkte und erkannte, wie wir uns das Denken und Erkennen vorstellen, und der im Besitze der Wahrheit sein sollte,“ (dies muß, wenn es verständlich sein soll, so heißen: der dabei, oder demungeachtet im Besitze der Wahrheit sein sollte; mit Einem Worte: ein Wesen, wie wir, das die Wahrheit erkennen sollte, —)

müßte, außer seiner Denkkraft, noch a priori erkennen, daß in den Dingen, die ihm erscheinen, nichts sein könnte, das irgend eine andere Erscheinung in ihm hervorzubringen vermöchte, als diejenige ist, welche sie ihm darstellt.“

Hr. S. will sagen: wenn ich mich soll darauf verlassen können, daß das, was mir erscheint, wirklich so ist, als es mir erscheint, so müßte ich wissen, daß diese Erscheinung von keinem andern Dinge in mir hervorgebracht werden könnte. Es scheint, ihm sei, aus der Lectüre des Cicero so etwas von jener Behauptung des Zeno hängen geblieben zu sein: *καταληπτον* esse tale visum, impressum, effectumque ex eo unde esset, quale esse non posset ex eo, unde non esset. Dient sei, wie ihm wolle, so müssen wir erinnern, daß dasjenige, was Hr. S. in der vorhergehenden Periode sagte, mit dem, was er in dieser vorbringt, ganz unverträglich ist. Zuerst behauptete er: Alles ist bloß Erscheinung, denn die Dinge selbst stellen wir nicht vor. Wer dies behauptet, kann die Frage: stimmt diese Erscheinung auch mit ihrem Gegenstande überein? gar nicht aufstellen, denn er hat ja schon eine solche Uebereinstimmung für ganz sinnleer erklärt.

Solche Betrachtungen nun, als er eben angestellt habe, sollen dem uralten Parmenides, (es war Protagoras,) den Spruch abgenöthigt haben:

der Mensch ist das Maas der Dinge. Darans sollen denn die Skeptiker entstanden sein. Man sieht nicht ein, warum jene nicht schon Skeptiker genannt werden sollen. Die Skeptiker sollen die Wahrheit der Erscheinungen nicht geleugnet haben. Sondern! Sie leugneten nicht, daß die Unwahrheit, (Erscheinung war ihnen Schein,) Wahrheit sei. Hr. S. wollte sagen: sie zweifelten nicht an dem Dasein der Erscheinungen, nur leugneten sie, daß es überall Wahrheit gebe.

Wer sieht nicht, daß das, was Hr. S. hier vorträgt, weiter nichts ist, als die gewöhnliche Vorstellungsart des Skepticismus, wie man sie in dem ersten besten Compendio der Geschichte der Philosophie finden kann.

Nun sagt uns Hr. S. auch, was die Dogmatiker für Leute sind. Er stellt sie zwischen die Skeptiker und — die Skeptiker, denn was er aus jenen, die den Skeptikern vorangegangen, anders machen will, als Skeptiker, ist nicht einzusehen. Sie mögen indeß gewesen sein, was Hr. S. aus ihnen nur immer machen will, so weiß man doch nicht, wie die Dogmatiker zwischen Beide gerathen. Doch Hr. S. ist nun einmal an das Gruppiren gewöhnt.

Die Dogmatiker nur sollen „alle die Ideen, die sie sich von Dingen in ihnen und außer ihnen

gemacht hätten, für ganz übereinstimmend mit den Dingen selbst halten.“ Es ist nicht zu glauben, daß Jemand den Dogmatismus so weit getrieben habe. So bald man auf die Unterscheidung unter Vorstellungen und vorgestellten Dingen kam, war schon eine solche Voraussetzung unmöglich. Selbst die εἰδωλα des Epikur, und die τοπωματα der Stoiker lassen eine andere Auslegung zu. Sie waren die ersten rohen Versuche, zu erklären, wie man Vorstellungen haben könne. Sie sind nicht viel schlechter, als die kleine Welt, die Herr Platner in den Sinnesorganen sich abdrucken läßt.

Dogmatiker sind vielmehr die, welche synthetische Urtheile a priori aus Begriffen beweisen wollen. Diese Erklärung steht nicht für Hrn. S. da.

So viele fehlgeschlagene Versuche, meint Hr. S. nun, hätten die Menschen wol vom Speculiren abhalten, und ihnen die Wahrheit predigen sollen, daß Speculation nicht für die Menschen sei. Allein die Menschen wollten sich nun einmal nicht beugen lassen. Von fehlgeschlagenen Versuchen ist eigentlich gar nicht die Rede gewesen. Der eine Theil der Speculanten ist überzeugt, die Wahrheit gefunden zu haben, der andere ist überzeugt, daß es keine Wahrheit gebe. Wohl, das sind zwei

entgegengesetzte Behauptungen, aber sind das so viele fehlgeschlagene Versuche? Aber man lasse deren auch so viele sein, als da wollen, so hat es doch keinen Sinn, den Menschen vorzuwerfen, daß sie sich nicht haben wollen wisigen lassen. Ja, wenn es immer ein und eben derselbe Mensch bliebe, dem die Speculation nicht glücken will, so ist er ein Thor, wenn er sie nicht fahren lassen will. Allein da immer frische Speculanten auftreten, so werden sie durch die fehlgeschlagenen Versuche ihrer Vorgänger gerade noch mehr zum Forschen ermuntert werden, indem sie sich schmeicheln, die Wahrheit zu finden, die die andern vergeblich suchten.

Nun aber macht sich Hr. S. fertig, das kritische System darzustellen. Es ist sehr characteristisch, wie H. S. zeigt, wie schlaue Kant es angefangen habe, um eine Secte zu stiften. Er nahm sich nemlich ein für allemal vor, eine Kantische Philosophie zu machen, und die sollte etwas recht tüchtiges sein. Hr. S. muß glauben, daß es Kantem, wie seinem Jünger, dem es schon so früh iuckte, ein berühmter Philosoph zu werden, ergangen sei. Nun aber stand ihm der verzweifelte Umstand im Wege: „daß die Forderung: Wahrheit, als Uebereinstimmung der Ideen mit den Objecten, zu finden, unmöglich an die menschliche Vernunft gemacht werden könnte, (S. 30.) Was thut er als

so in der Verlegenheit? Man sehe einmal, wie schlau der Schalk sich aus der Sache zieht!“ Er schränkte die Wahrheit suchende Vernunft bloß auf ein Drama des Denkens ein,“ (S. 31.) Der Kniff gelang, und die Philosophie ist da.

Wie aber Hr. G. hier ein Drama herausbringen kann, ist unbegreiflich, und kann nur aus seiner genialischen Phantasie, welche, was die Kunststrichter von jeher von dem tertio comparationis gesagt haben, tief verachtet, erklärt werden. Verächtlich könnte ihm die krit. Philos. aber dadurch nicht werden. Denn ein sehr wichtiges Document unter den Schriften des neuen Bundes, die Apokalypse, ein Werk, das Hr. G. gewiß, wegen der bedeutenden Winke, die es enthält, mit der tiefsten Verehrung betrachtet, ist neuerdings durch einen der gelehrtesten biblischen Exegeten zu einer — Comödie gemacht worden, die ihre Acte und Scenen eben so gut hat, als Großmanns Nicht mehr als sechs Schüsseln. Doch Spaß beiseite. Ein theatralisches Genie, trotz Plümicke selbst, muß es sein, der aus der krit. Philos. ein Drama machen will. Dieses „Drama des Denkens“, dieser „Maz, der dramatisirt wird,“ liegen so weit jenseits aller Critik, daß jedes Wort darüber verlohren sein würde.

H. S. fährt fort: „diese Forderung war an den Menschen nicht zu thun, so lange das Ich, dem zu gefallen das Drama gespielt wird, nicht aus den Augen gerückt war. „Welche Forderung denn, Herr Geheimberath? Sie beliebten von einem Theater zu sprechen, auf welchem der Ajax aufgeführt werden sollte, und nun sprechen Sie davon als von einer Forderung, die an die Menschen gethan werden soll. Das ist ein Mann, der seine Kritiker zur Verzweiflung bringen kann. Wo kommt denn auf einmal das Ich her? H. S. giebt sich das Ansehen, als sei er dem „Meister der Kritiker“ auf die Spur gekommen, und als ob er die ganze krit. Philosophie in ihrem innersten Wesen, und in ihrem ganzen Zusammenhange übersehen habe. Das Ich mußte aus dem Auge gerückt werden! H. S. hat läuten hören, aber nicht zusammenschlagen! Er hat einzelne Notizen aus der krit. Philos. gesammelt, und diesen erträumt seine Phantasie einen Zusammenhang, woraus denn eine so gestaltlose Gedanken-Breccie wird, als sein Gendschreiben ist. Die beiden einzelnen Behauptungen aus der krit. Philos., daß gewisse Begriffe nur auf dem Gebiete der Erfahrung gelten, und daß das Ich nur die Einheit der Apperception ausdrücke, sind ihm vorzüglich aufgefallen, und er hat sie — nicht durchdacht — sondern so lange in

seinem Kopfe herumgedrehet, daß daraus eine ganz abentheuerliche Vorstellung geworden ist, und nun will er diesen beiden Vorstellungen noch oben ein einen unmittelbaren Zusammenhang geben. Was kann da herauskommen? Das Gebieth der Erfahrung, wovon so viel geredet ward, wird, da er nichts dabei denken kann, und doch etwas daraus werden muß, zu einem Phantasma; es wird ein großer Saal daraus, und dieser Saal plötzlich ein Theater. Was ist nun natürlicher, als daß die Begriffe, die, wie er gehört hat, nur auf dem Gebieth der Erfahrung gelten sollten, die Acteurs werden, die auf diesem Theater spielen? Hr. S. würde aus diesen, um der krit. Philos. einen tödtlichen Streich zu versetzen, so wie er sie zu führen pflegt, gewiß Marionetten gemacht haben, wenn ihm nicht glücklicher Weise der Ajax eingefallen wäre, der weit bessere Dienste thut, weil er — rasend ist. — Mit solchen Feinden hat Kant zu kämpfen. — Aus dieser einen Vorstellung hätte nun Hr. S. gemacht, was er daraus machen kann, es ist ihm nun noch die andere übrig, die des Ich, das keine Person sein soll. Da nun dieses Ich mit jener Theaterdichtung in Verbindung gebracht werden soll, so läßt er sie dem Ich zu gefallen aufführen. Nun sind beide in Verbindung,

und Hr. S. ist beruhigt. Freilich ist diese Verbindung die träumerischste, die man sich nur denken kann; allein, wir müssen die Sache nehmen, wie sie ist, und unsern Mann ansehen. Und wenn es nur hierbei bleibe! allein die wunderbarlichsten quid - pro - quo gehen nun erst an. Das Drama wird nemlich dem Ich zu gefallen aufgeführt. Wir wollen hier nicht einmal fragen, was für ein Sinn möglicher Weise damit verbunden werden solle, sondern nur die Inconsequenzen bemerklich machen, die Hr. S. auch in einem Zusammenhange zweier Gedanken nicht vermeiden kann. Hr. S. will doch wol nicht sagen, jenes Drama werde vor dem Ich, als Zuschauer, aufgeführt, so wie einstens das Ballet Psyche vor Ludwig XIV. Er wird sonach wol sagen wollen: es werde aufgeführt, ihm zu Ehren, oder weil man es hervorziehen will, und Alles nur in Beziehung auf das Ich vorgestellt werden soll. Er hatte ja aber vorhin gesagt, das Drama werde nur der Philosophie zu Ehren aufgeführt, welche fabricirt werden sollte. Dabei soll doch das Ich, dem zu gefallen die Comödie gespielt wird, ganz aus den Augen gerückt werden, es soll nur ein Phantasma, oder, wie er es noch lächerlicher nennt, Substrat der Erscheinung sein. Führt man denn wol den im Triumphe auf, den man den Augen der Welt verbergen will?

Wie dergleichen Verrirungen möglich seien, ist kaum zu begreifen. Da wir hier auf eine psychologische Entwicklung gerathen sind, so wollen wir so weit darin fortgehen, bis wir eine Enträthselung dieser Erscheinung finden. Da Hr. S. unvorsichtiger und muthwilliger Weise den Streit angefangen hat, und die Kriegeskosten durch keine einzige Wahrheit, die von ihm zu erbeuten wäre, bezahlen kann; so wird er uns nicht darin verdenken, daß wir uns durch seine Krankheitsgeschichte einigermaßen zu entschädigen suchen.

Wir haben gesagt, H. S. träume seine Gedanken zusammen. Das ist keinesweges eine *Figura dictionis*, sondern wir sind der festen Ueberzeugung, daß er in der eigentlichsten Bedeutung des Wortes träume. Alle Symptome des Traums treffen in diesem seinen Gendtschreiben zusammen. Wolf sagt *): *in somnio mutationes contingunt absque ratione sufficiente*. Dies ist ganz offenbar der Fall mit unserm Angti: Kantianer. Die Anordnung seiner Gedanken ist kein Werk der Besonnenheit, welche, selbstthätig, trennt und verbindet, wählt und verwirft; es läßt sich oft durchaus nicht einsehen, wie der eine Gedanke auf den andern führen, und wie er

*) Psychol. empir. P. I. S. II. C. III. §. 128.

in dem, der ihn zu veranlassen schien, gegründet sein konnte. Die Abwechslung in seinen Gedanken geschieht ganz *absque ratione sufficiente*. Das Beispiel, das Wolf anführt, läßt sich auch genau auf die Gedankenfolge anwenden, die man in dieser Schrift wahrnimmt: *dum somnium te hospitem cum convivis exhibet, persona, quam inspicis, mutatur in aliam, quod hanc alteram cum priori saepius una vidisti, vel quod haec altera aliquid habeat alteri simile, quaecunque tandem fuerit*. Ganz so geht es Hrn. S. mit seinen Vorstellungen. Während er eine Vorstellung beachtet, (*persona, quam inspicit*), siehe, so wird eine andere daraus, (*mutatur in aliam*), die er entweder oft mit jener zugleich gedacht hatte (*quod hanc alteram cum priori saepius una vidit*), oder die irgend eine Ähnlichkeit mit der vorigen hatte (*vel quod haec altera aliquid habeat alteri simile*). Nach diesem Gesetze entstehen und vergehen die Vorstellungen und Gedanken in ihm, und so erfolgt dann zuletzt, wenn die Operation eine Zeitlang gedauert hat, eine Abhandlung, oder ein Brief, wie jenes Sendschreiben, ein Gemisch der verschiedenartigsten Vorstellungen und Gedanken, die keinen andern Zusammenhang haben, als die lose Verbindung, welche die Phantasie ihnen gegeben hat, bei

E

welchem der Kritiker mit Erstaunen findet, daß seine Kunst ganz zu Ende gehe, und woraus nur der einigermaßen Flug werden kann, der so etwas von Traumbuterei versteht.

Wir sagen dis nicht, um Herrn S. zu kränzen, oder ihm wehe zu thun: sondern es ist unsere wahre Meinung, unsere feste Ueberzeugung. Wir würden nicht glauben, ein Recht zu haben, dergleichen zu rügen, wenn wir es nicht mit einem Gegner zu thun hätten, und auch selbst in diesem Falle würden wir auf Schonung bedacht sein, wenn der Gegner nicht so grollhaft und bössartig wäre. Da ist es denn wol erlaubt, sich aller der Mittel zu bedienen, welche uns nicht nur die Kraft unsrer eignen guten Sache, sondern die Schwäche des Gegners selbst, anbiethet, um ihn von uns abzuhalten. Ja, wenn ihm von Unerfahrenen diese Schwäche selbst zur Stärke angerechnet wird, wenn die Sünden einer kranken Phantasia für Geistesstärken angesehen werden, wenn der geistvoll und gedankenreich genannt wird, der sich vor den Gaukelbildern einer unregelten und gefesselten Phantasia nicht retten kann, wenn ihm alle diese Gebrechen gerade so viel vor seinem gesunden Gegner vorausgeben, dessen fester aufrechter Gang für Plumpheit, dessen strenge und unausgesetzte Verachtung der schwierigsten Regeln des Geschmacks und des

Verstandes für Ungewandtheit und Trockenheit ausgegeben wird: welcher mehr als menschliche, oder vielmehr welcher thörichter Edelmuthe wäre es, einen Kleinlichen tückischen Gegner, einen Todfeind der guten Sache, der sie bloß darum haßt, weil, wenn die Mehrheit sich dafür entschiebe, es gar bald um ihn und seinen erbettelten Ruhm geschehen sein würde, im ungestörten Genuße der Vortheile zu lassen, in deren Besitz ihn nichts anders, als seine Ohnmacht selbst gesetzt hat, und die er selbst dazu gebrauchen will, um den großen Mann, den er haßt, zu unterdrücken, und seine Wirksamkeit einzuschränken.

Es ist lustig, anzuhören, was H. S. vom Ich zu sagen weiß. „Bisher“, bemerkt er, „hatte es das Amt, durch Zustimmung und Abstimmung zu urtheilen.“ Wer mag ihm doch das verliehen haben? in welcher Philosophie wird das Ich und die Urtheilskraft für einerlei ausgegeben? H. S. weiß seine Unwissenheit gar zu wenig zu verbergen. Von diesem Amte soll es nun in der krit. Philosophie abgesetzt worden sein, „und denken und urtheilen sind Eins.“ O das ist allerliebste! — Wenn nun aber auch denken und urtheilen Eins würden, so folgte doch nicht, daß das Ich nun nicht mehr urtheilte, sondern, da denken, urtheilen, und urtheilen, denken wäre, so könnte man eben so wol sagen: das Ich urtheilt, als: das

Ich denkt; beide Urtheile würden identisch sein, und das Ich behielte das Amt, das H. S. ihm zugesacht hat. H. S. kann nicht einmal richtig irren, so eine contradictio in adiecto dis auch zu enthalten scheint. Es sind keine Zweifel, die er vorbringt, sondern die fragmentarischen Philosopheme, die sich in seinem Kopfe auf eine wunderliche Weise in Eins zusammengeballt haben, erhalten dadurch ein so bizarres Ansehen, daß er, da sie weder wahr noch falsch sind, sie für Zweifel hält, und andere Leute mit ihm, die aber bald eines bessern werden belehrt werden, wenn sie sie widerlegen wollen.

Aber wir müssen ihn ferner hören: „denken und urtheilen ist Eins, das ist, was von der Sinnlichkeit aufgenommen, und in ihre Formen, und in die Formen des Verstandes gebracht, und von der Vernunft unter ihre Grundsätze gefaßt wird, ist für diese Dramatis Personas wahr.“

Man denke! das soll eine Erläuterung der Behauptung sein, daß denken und urtheilen Eins sei. Wir wollen nur noch bemerken, daß H. S. auch die Grundsätze der Vernunft mit in der Transscendentalphilosophie auftreten läßt, wo sie doch nicht abgehandelt werden.

„Alles Andere aber, Gott, Unsterblichkeit, alles Uebersinnliche, alle Ordnung in der Welt,

darf höchstens vorausgesetzt, angenommen, postulirt werden.“

Was es nun mit diesen Voraussetzungen und Postulaten zu bedeuten habe, haben wir schon oben erinnert. Hr. S. hält sich kindischer Weise bei dem Worte Postulat auf, gleich, als wollte es sagen: ich verlange ein für allemal, daß ihr's glauben sollt. Der Widerspruch in: es darf höchstens postulirt werden, ist Hrn. S. hier auch nicht aufgefallen. Da er aber doch einige Zeilen vorher ausdrücklich sagte: was die Vernunft unter ihre Grundsätze faßte, sei für die kritischen Philosophen wahr, die Gegenstände aber, die er hier nennt, nur Gegenstände für die Vernunft sind, so werden sie auch in der kritischen Philosophie für wahr gehalten werden, und Hr. S. widerspricht sich selbst, wenn er sagt, sie dürften nur angenommen werden.

„und ist nur respectiv auf den Weltgebrauch in unsrer Vernunft ganz gegründet.“

Letzteres führt Hr. S. aus der Critik der reinen Vernunft an, und freut sich ganz ausgelassen über den herrlichen Fund, den er gethan zu haben glaubt. Mit diesen Worten glaubt er der kritischen Philosophie das Garaus machen zu können. „Nie hat wol ein Philosoph so aufrichtig gestanden, daß seine Philosophie ganz unbrauchbar für

Menschen ist," fährt er triumphirend fort. Unbrauchbar für Menschen? Wo hat Kant denn das gesagt? er soll es in den Worten gesagt haben: respectiv auf den Weltgebrauch in unsrer Vernunft ganz gegründet. Wie? soll man seinen Augen trauen? Kant sagt ja hier gerade das Gegentheil. Kann Hr. S. Ja und Nein nicht von einander unterscheiden? Aber wir wollen ihm einmal zugestehen, Kant habe hier wirklich das gesagt, dessen Gegentheil er hier sagt, so können wir doch Hr. S. von einer andern Erbärmlichkeit nicht retten, in der er sich hier zeigt. Kant redet dort nemlich von der Welt, als einem Inbegriffe der Erscheinungen, und Hr. S. nimmt das Wort in dem Sinn, welchen es in den Ausdrücken: die große Welt, in der Welt leben, sich in die Welt zu finden wissen u. hat! — Ueber diesen einfältigen Mißgriff zu spotten, wäre grausam, er verdient vielmehr unser ganzes Erbarmen.

Doch macht sich Hr. S. dieser Großmuth durch die boshafte Schadenfreude unwerth, die er im Gebrauche des vermeintlichen Fundes zeigt. Kants Philosophie ist nicht für Menschen, hier, hier auf diesem Blatte sagt er es selbst, weg also mit dieser nicht menschlichen Philosophie, und eine Philosophie für Menschen hergeschafft! Der Weltgebrauch! der Weltgebrauch! des Weltgebrauchs

wegen studieren wir Philosophie! gebt uns eine Philosophie für den Weltgebrauch! und so schreit er, daß Einem die Ohren gellen. Nur ruhig, Herr geheimer Rath! Kant spricht von dem mundo sensibili, und von dem mundo intelligibili, und Sie sprechen von dem französischen monde. Auch enthalte die kritische Philosophie kein Korrektif des Meinens und Glaubens. — Diese Secte, die einen eigenen bis jetzt ganz unerhörten Mißbrauch mit den Wörtern macht, die, wenn sie im Gedränge ist, die Schleusen ihrer widerigen Beredsamkeit öffnet, sich selbst unter Wasser setzt, und dadurch auch dem muthigsten und stärksten Angreifenden in ihrem faulen Sumpfe unzugänglich ist, verdiente in der That einen eigenen Namen. Es ist in der kritischen Philosophie kein Korrektif des Meinens und Glaubens enthalten — klagt Hr. S. Was in aller Welt ist denn das: ein Korrektif des Meinens? Hr. S. weiß gewiß selbst nicht, was er damit sagen will. Aber die Schwärmer haben von jeher hinter dunkeln Begriffen geschwärmt, von jeher haben sie durch dunkle Begriffe den thörichten Haufen aufzuwiegeln gesucht. So soll auch, „das urtheilen und schließen nach Wahrscheinlichkeit, das wichtigste Geschäft der menschlichen Vernunft in der kritischen Philosophie, kaum über die Achseln angesehen wer-

den. Man hört, mit wem man zu thun hat. Es ist der stolze Geichling, der nimmer sich blähen, immer verachten, immer wegwerfen, immer hohnlächeln will. Was nicht zu einem gewissen Zwecke zu gebrauchen ist, das wird, nach der Vorstellungsart dieser, nicht, als zu jenem Zwecke gerade unbrauchbar, für viele andere aber vielleicht sehr brauchbar, an die Seite gelegt, sondern es wird schnöde weggeworfen, es wird kaum über die Achseln angesehen. Wenn Kant das Wissen, Meinen und Glauben genau von einander unterscheidet, wenn er zeigt, wo man wissen kann, wo man meinen darf, und wo man glauben soll, wenn er dem Wahrscheinlichen seine Gränzen absteckt, und zeigt, daß man da nicht von Wahrscheinlichkeit reden müsse, wo man glauben soll, oder wo man nur meinen kann: so ist wohl begreiflich, daß ein Kopf, als Hrn. S's, in welchem die Begriffe alle in die Kreuz und die Queer bunt unter einander durchlaufen, diesen Unterschied nicht fassen, und eine ruhige, sorgfältige Vergleichung nicht aushalten kann: wenn er aber, da ihm dieses unmöglich gemacht wird, und man ihm sagt, daß er alles dieses unter einander mische, das für wahrscheinlich halte, was gewiß ist, das für gewiß, was wahrscheinlich ist, daß er, was er meine, nicht für wahrscheinlich halten, daß er da nicht wägen solle,

zu glauben, wo er nur meine; wenn, sage ich, Hr. S. über alles dieses böse wird, zürnt, stampft, schilt und verleumdet, welch eine Strafe verdient dann dieses Verfahren? — Hr. S. mag immerhin bei seiner alten Weise bleiben, er mag Alles bunt unter einander werfen, heute für wahrscheinlich halten, was er gestern für gewiß hielt, da zu glauben wännen, wo er morgen nur meinen wird, er mag das Meinen ein Glauben nennen, und das Glauben für Wahrscheinlichkeit halten, er bleibe immerhin das Spiel seiner Phantasie und seiner Laune, nur unterstehe er sich nicht, gegen die zu wüthen, und sie zu verlästern, die Ordnung, Klarheit und Bestimmtheit in ihre Begriffe gebracht haben, er schelte die nicht, die klüger sind, als er, und nicht mit ihm träumen wollen, er klage nicht, daß sie ihm seinen Glauben nehmen, daß sie das Wahrscheinliche nicht wollen gelten lassen, wenn sie das nicht so nennen, was er so nennt, er muß es die kritischen Philosophen nicht wollen entgelten lassen, daß die Natur keinen kritischen Philosophen, ja überhaupt keinen Denker aus ihm hat machen wollen.

Auf jene große Haupt-Absurdität folgen nun noch eine Menge Kleinere. Gern, sehr gern überläßt er es Andern, den Zusammenhang des kritischen Systems zu prüfen. Er, der die Nichtigkeit des kritischen Systems zeigen will, der sich die bruz

talsten Urtheile über dasselbe erlaubt, gesteht offen-
bar, daß er nicht prüfen wolle! gleich darauf aber
sagt er: daß Niemand den Spekulationen der kri-
tischen Philosophen Scharfsinn und Consequenz
absprecken könne. Einem Systeme Consequenz zu-
zusprechen, das man nicht geprüft hat, und nicht
prüfen will! Es solle Niemand für dieses System
so eingenommen sein, daß er das, was bloße Cri-
tik der Spekulation sei, Kritik der Vernunft nenne.
Kant ist nicht so stolz gewesen, sein Werk Kritik
der Speculation zu nennen, sondern nur Cri-
tik der Vernunft. Nur wenn diese geliefert ist, ist
eine Kritik der Spekulation möglich.

Aber wohin verweist Hr. S. die Spekulation?
Dahin, wo schon lang

Apart they sat and on a Still retir'd etc.

Wenn wir nicht irren, so ist dies die Stelle aus
Miltons verlorrenem Paradiese, wo dieser philoso-
phische und wahrhaft erhabene Dichter die Teu-
fel in der Hölle über Freiheit und Wil-
len philosophiren läßt. Dahin gehörte also die
Philosophie? — zum Teufel? — Ich glaube wol,
daß er die ganze Philosophie dahin wünscht, wohin
der Pöbel seine Feinde zu verweisen pflegt. Es
kann nicht fehlen, daß Hr. S. nicht bloß die kri-
tische Philosophie, sondern die Philosophie über-
haupt von Herzen haßt. Man haßt Alles das,

was man geliebt haben würde, wenn es unser hätte werden können. Hr. S. wäre so gern Philosoph! aber er kann es nicht dahin bringen! Nun zum T — also Philosophie! es soll fortan keine Philosophie mehr geben! In und um lauter Philosophie leben zu müssen, und nichts davon zu verstehen, ist das nicht zum todt ärgern?

Hr. S. freute sich wol, als er jene Stelle im Milton fand. Er glaubte, M. wolle, wie er, alle Philosophie zum T — jagen. Allein er betrügt sich auch hier, und man sieht, daß er Dichter eben so wenig zu lesen versteht, als Philosophen. Der brittische Dichter, selbst ein Philosoph, wie jeder ächter Dichter sein muß, wollte das Peinigende und Unbehagliche der Lage schildern, in welcher sich die Teufel in der Hölle befinden. Er läßt sie über Freiheit und Willen philosophiren, nicht, als gehöre das Philosophiren nur für sie, sondern weil dis die schwierigsten und peinigendsten Untersuchungen in der Philosophie sind. Dieser Gedanke ist einer der größten in der neuern Philosophie, und man kann nicht ohne Lachen Hr. S. ansehen, welcher zu glauben scheint, Milton habe dem Philosophen damit einen Hieb geben wollen, den er ihnen auch von Herzen gönnt. Es ist im Gegentheil die Würde der Philosophie, ihre Schwierigkeit, die Aufopferungen, die sie erheischt, und die Anstrengung, die sie

erfordert, in diesen Zeilen vortrefflich ausgedrückt. Der Verfasser der Reliquien sagt sehr wahr: welche vorher gegangene lange Reflexionen, welche Schmerzen des Geistes blicken oft nicht aus einem einzigen Gedanken des Montesquieu oder Pascal hervor! Wenn überhaupt philosophirt werden soll, wenn es nicht für Thorheit gehalten werden soll, über den Menschen und seine Verhältnisse nachzudenken: so kann man doch vernünftiger Weise nicht anders als gut heißen, daß die Spekulation so gründlich, und so weit hinaus getrieben werde, als man kommen kann. Zu diesem Geschäfte sind nur wenige aufgelegt, und nur wenige dazu fähig. Es erfordert Aufopferungen mancher Art, und den Muth, Schmerzen des Geistes auszuhalten. Deshalb haben von jeher Männer, welche es gut mit der Philosophie meinten, und sie nicht als ein „*moyen de parvenir*“ betrachteten, ihre ganze Lebensweise anders eingerichtet, als andere Menschen. Der unssterbliche Mann, der unser Zeitalter erleuchtet hat, und der eine lange Reihe von Jahren durch ohne alle äußere Aufmunterungen eine unermüdete Thätigkeit darauf verwandt hat, über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen einen endlichen Aufschluß zu geben, verdient auch in dieser Rücksicht unsere Bewunderung und Verehrung. Mit welchen Augen soll man nun

also wol diese gelehrten Charlatans betrachten, die sich bei Nichts Philosophen für Philosophen ausgeben, und dadurch ihr Glück machen, gegen Philosophen hingegen, die von ihnen gefürchtet werden, eine verächtliche Miene machen, und ein wegwerfendes Urtheil über die Philosophie fällen? die, wenn sie ein paar sentimentalische Einfälle gehabt haben, sich fings für Philosophen halten, die Philosophie auf das beste heraussstreichen, auch wol bei Nichts Fennern sehr groß damit thun; sobald sie aber sehen, daß Philosophen auftreten, vor welchen sie die Segel streichen müssen, und die ihren Charlatanerien auf den Grund sehen, von der Speculation verächtlich reden, und es ihnen sogar zum Verbrechen oder zum Vorwurfe machen, daß sie mit einer Anstrengung, die an Weinigung gränzt, über Gegenstände mehr gedacht haben, welche jene philosophischen Emporkömmlinge vorhin selbst als für jeden Menschen äußerst wichtig, und einer gründlichen Untersuchung, die aber hier vorzüglich schwierig sei, vor allen andern bedürftig ausgegeben hatten?

Um bei dem Mangel aller Gründe, die er der krit. Phil. entgegensetzen könnte, kein Mittel, auch die elendesten nicht, unversucht zu lassen, wodurch er ihr auf irgend eine Weise schaden könne, scheut er sich nicht, die alte abgedroschene Insanz aufzuführen: wie Kant wissen könne, daß

das, was für ihn wahr ist, auch für andere wahr sei? Dieser Einwurf würde, wenn er Bedeutung hätte, alle Philosophie aufheben, und also auch das, was Hr. S. aus Mangel eines andern Namens, seine Philosophie nennt. Er will in der Verzweiflung sich und seinen Feind zugleich in die Luft sprengen. Kant kann aber mit Grunde erwiedern, daß er nicht erst in anderer Leute Kopf hineinzusehen brauche, um zu wissen, ob seine Philosophie hineinpasse. Ohne die Begriffe von Substanz, Ursach &c. kann Niemand denken. Ebenso albern ist der Einwurf, daß Aristoteles schon geglaubt habe, alle Kategorien aufgefunden zu haben, und daß, da Kant noch neue hinzugefügt habe, man nicht sicher sein könne, ob nicht ein Dritter zu diesen noch einige hinzufügen werde. Aristoteles Kategorien haben mit Kants nichts als den Namen gemein, sie sind in einer ganz andern Absicht aufgestellt, und gehören eigentlich gar nicht in die Transscendentalphilosophie. Ferner fand Kant seine Kategorien nach einem Princip, er kann also gewiß sein, daß es deren nicht mehr, nicht weniger geben könne, Aristoteles hingegen zählte sie, eine nach der andern, auf, wie sie ihm einfielen.

Aber nun bricht Hr. S. wieder in Klagen aus: Wie lange das Strohband halten solle, womit K. die Menschheit an die Gottheit kämpfe? Man

kennt ihn schon in diesen Klagen. Er erlaubt sich sogar die Insinuation, Kant raube den Glauben an Vorsehung und Unsterblichkeit, Kant, der es der bisherigen Metaphysik zum beständigen Vorwurfe macht, daß sie die drei großen Forderungen, die an sie geschehen, den Glauben an Gott, Vorsehung und Unsterblichkeit zu begründen, nicht befriedigen könne. Wir gehen über diese und ähnliche Verläumdungen mit Verachtung hinweg, sie können nur bei dem mit der krit. Philos. gänzlich Unbekannten einigen Eindruck machen, und begnügen uns, ihnen laut widersprochen, und Hrn. S. als einen Calumnianten dargestellt zu haben.

Auf dergleichen Schmälungen auf die kritische Philosophie folgen denn bei Hrn. S. immer Lobeserhebungen und Anpreisungen der Platonischen Philosophie, die er eben so wenig versteht. Diese ist die eigentliche Menschenphilosophie. Plato, einer der dunkelsten Schriftsteller, der selbst nur durch die kritische Philosophie einiges Licht erhalten hat, ist Hrn. S. ein Popularphilosoph. Er möchte wol der Einzige sein, der ihn so nennt. Wenn, wie schon gesagt ist, Plato in unsern Tagen lebte, so würde es ihm bei Hrn. S. eben so ergehen, als es Kantem ergeht. Diese Substanzen, welche Formen, diese Formen, welche Substanzen sind, eine Vorstellungsart, in die sich we-

nigstens Hr. S. in seinem Leben nicht finden wird, verhindern Hr. S. nicht, ihn einen Popularphilosophen zu nennen, der den Menschenmuth in Schutz genommen. Hätte er in unsern Tagen gelebt, Kant hingegen in seinem Zeitalter, so würde Hr. S. gegen seinen Zeitgenossen mit Ungestüm losgefahren sein, und dagegen Kants Philosophie, als solche, die neben dem Wissen, auch das Glauben und Meinen, und auch das Wahrscheinliche, da, wo es hingehört, gelten läßt, auf das schönste recommandirt haben. —

Tel philosophe aime les tartares pour être dispensé d'aimer son voisin.

Roussseau.

Aber nun sollen Plato und Locke allein die liebe Wahrscheinlichkeit in Schutz genommen haben. Man soll auch nicht anders können, „wenn man nicht, denken und empfinden, die bloß der Methode wegen unterschieden werden, für zwey, auch in dem Geschäfte des Urtheilens verschiedene Dinge angeben wolle.“ Wie das zusammenhängt, ist schwer zu begreifen. Denken und empfinden ist bei Hr. S. Eins. Man sollte glauben, er sei Materialist geworden, und schlage sich, um mit Kant nichts zu thun zu haben, auf Helvetius Seite. Allein man wird wohl errathen können, was er sagen will. Denken, meint er, sei nur ein entwis-

ckeltes Empfinden, und wer empfindet, denkt virtualiter. Sonach ist er eben sowol ein Denker, als Kant selbst. Kant hat nur seine Empfindungen entwickelt, welches aber Hr. C. hübsch bleiben läßt. Er läßt es beim Empfinden bewenden, weil man das nicht sehen kann, und also Wahres und Falsches nicht an den Tag kömmt. Vielleicht löst er aber auch seine Empfindungen aus bloßer Liebe zur Wärme nicht auf, und aus Furcht vor der Erkältung, die bei dergleichen chemischen Scheidungen, wenn der Wärmestoff entgeht, zu erfolgen pflegt.

Aber die Philosophie soll ihn, wenn sie es ihm zu Danke machen will, nicht allein bei seinem Wahrscheinlichen, seinem Glauben und Meinengang so lassen, wie er das Alles in einander träumt, (das heißt mit einem Worte, die Philosophie soll ihn zufrieden lassen, wenn sie gute Freunde bleiben sollen,) sondern sie soll auch seiner Vernunft in ihren Schwächen beistehen, sie soll ihm Krücken bringen, kurz, sie soll auf alle mögliche Weise für seine Bequemlichkeit sorgen. Er vermählt sich mit der Philosophie, wie die Phlegmatiker eine Frau nehmen — der Pflege wegen. Er will eine Krankenwärterin. Allein dazu wird sich wol die himmlische Schöne nicht hergeben, selbst wenn sie Frau Geheime Rätthin werden könnte.

Ist wol ein Sinn in allen den Phrasen, die Hr. S. hier vorbringt? Krücken soll sie ihm bringen! das hat die Griechische Philosophie gethan! O die theeliche Frau, das war eine liebe Frau! möge doch die neue ein Exempel an ihr nehmen! — Krücken, Herr Geheimer Rath? Sie werden Stelzen meinen. Aber hinken Sie nur in Ihren Krücken Straße auf, Straße ab, nur werfen Sie sie nicht voll Ingrimm und Bosheit denen nach, die auf ihren gesunden Füßen rasch daher gehen. O die ekelhafte Bescheidenheit, hinter der sich der größte Stolz verbirgt. Aus den Löchern dieses zerlumpten Mantels, den Sie, wie Ihr bescheidener Bruder im Alterthume, der Ihren Freund Sokrates besuchte, voll Demuth umhängen, kuckt er allenthalben hervor! Die Philosophie soll der Vernunft in ihren Schwächen beistehen — wie soll sie das doch machen? ich dünkte der beste Beistand wäre wol hier, die Vernunft, die so schwach ist, zu stärken. Gebrauchen Sie nur Kants roborantia fleißig. Allein Hr. S. will krank bleiben, damit er einen Vorwand habe, aus der Schule zu bleiben.

Ist das Grausamkeit, wenn Kant die Vernunft stärken will, und dabei, wie es nicht zu vermeiden ist, ein wenig fest angreift? Halten Sie nur einen Augenblick still, die Operation ist gleich

geschehen. Allein das Kind schlägt auf den Wund-
arzt zu, der ihm eine heilsame Incision machen
will. Es hätte lieber die warmen Umschlä-
ge behalten, und wäre krank geblieben. Soll sich
aber ein Mann nicht zurufen:

— ingrata ventis divide

Fomenta, vulnus nil malum levantia?

Die Griechische Philosophie macht es Herrn S.
allein zu Danke. Sie thut Alles, was sie ihm nur
an den Augen ansehen kann. Vorzüglich aber
rühmt Hr. S. ihre ausnehmende Bescheidenheit.
Aber sie ist auch für diese Bescheidenheit belohnt
worden. Sie hat sie zu großen Dingen verholten.
Sie hat den Griechischen Philosophen „eine
weite Aussicht um sich herum und über
sich, in das Gegenwärtige und in die
ferne Ewigkeit eröffnet.“ Diese Beschei-
denheit ist ein wenig prahlerisch, wie man sieht,
und erlaubt sich gewaltige Rodomontaden. Aller-
dings ist die Bescheidenheit eine schöne Tugend,
allein was sie nicht kann, das kann sie nicht. Man
möchte begierig sein, zu erfahren, wie es zugehe,
daß man in der Philosophie nur bescheiden zu sein
brauche, um den Himmel offen zu sehen. Hat die
Philosophie auch ihre Gedankenwirkungen? Aber
wer Hrn. S. Sprache nicht kennt, der wird wol ver-
geblich darüber grübeln. Man sagt zu den Kin-

bern, die den Weihnachten erhalten, ihre Artigkeit habe ihnen das zuwege gebracht. So etwas schwebte Hrn. S. vor, als er sagte: die Erkenntniß großer Geheimnisse, die die Griechischen Philosophen besessen haben sollen, habe ihre Bescheidenheit ihnen zugezogen. Das ist nun wieder so einer von den verkehrten Streichen seiner Phantasie. Was ihnen jene weite Aussicht um sich herum, und über sich, in die Vergangenheit, ja, in die Ewigkeit selbst eröffnet hat, muß die Weisheit selbst, eine mehr als menschliche Weisheit, eine überirdische Weisheit gewesen sein, und wenn alles andere das Schloß hat zersprengen können, mit welchem die Natur ihre Adyta beschloffen hat, so konnte es doch gewiß die Bescheidenheit nicht.

Man vergesse nicht, zu bemerken, daß Hr. S. diese philosophischen Denomisten, die ganz genau zu sagen wußten, wie es in der fernern Ewigkeit aussieht, gerade ihres Aufschneidens wegen, bescheiden nennen zu müssen glaubt, die kritischen Philosophen hingegen, welche offenherzig gestehen, daß sie von dem allen nichts wissen, Thrasonen und Prahlhälse nennt.

Doch wir müssen nun wol aufhören zu spaßen, da Hr. S. den Hauptsturm auf die kritische Philosophie anfängt. Er greift das System selbst an, er rückt mit Gegengründen an, häuft Instanzen,

und hargelirt mit allerlei Fragen. — Das kann gefährlich werden.

Hr. S. bemerkt, daß „alle practische Wissenschaften erfordern, daß Regeln gefunden werden, nach welchen gewisse bestimmte Kräfte gewisse Wirkungen hervorbringen,“ die Wirkung und der Zweck der Moral sei das höchste Gut. Kant selbst sei gezwungen, dieses anzunehmen. Nach seinen Grundsätzen müsse Kant dieses höchste Gut a priori finden. Dieses hätten von jeher alle gute Theorien gethan, aber Kant wolle das nur nicht sehen. Der Begriff Gut bleibe immer ein relativer Begriff u. s. w.

Der ganzen kritischen Sittenlehre liege eben der Begriff des höchsten Gutes zu Grunde, welchen Aristoteles vom Schönen gebe — *μεγέθος ἐν τάξει* — Mannigfaltigkeit, die in Einem zusammen stimmt.

Man sieht, Hr. S. verfällt hier wieder in seine gewöhnlichen Quidproquo. Er hat vom höchsten Gute in der krit. Philos. gehört, welches dasjenige ist, worauf die Moral hinführt, und hält es nun, da er gewohnt ist, die Moral von dem, was er das höchste Gut nennt, und welches in der Vollkommenheit und Glückseligkeit besteht, abzuleiten, für Etwas, wovon auch in der krit. Philosophie die Moral ausgehe. Dann

Kann er freilich triumphirend ausrufen, auch Kant habe sich gezwungen gesehen, das höchste Gut in die Moral aufzunehmen. Wir brauchten nicht mehr, als diesen Mißgriff bemerklich zu machen, um sein ganzes folgendes Raisonnement für null zu erklären, wir wollen doch aber noch ein Paar Schritte mit ihm weiter gehen.

§. 44. „dieser Begriff steht nun dem Meister der kritischen Philosophen freilich immer vor Augen, aber da er das Eine, worauf alles zusammensimmen soll, a posteriori nicht suchen durfte, und a priori auf einem schon getretenen Weg nicht finden wollte, so blieb ihm nichts übrig, als in seiner Abstractionswelt zu verharren.“

A posteriori durfte er nicht suchen? warum denn nicht? Kant hat es nur a posteriori nicht finden können. A priori hat er es auf einem schon getretenen Wege nicht finden wollen. Der eigensinnige Mann! „Er mußte also in seiner Abstractionswelt verharren“. Vortrefflich! wenn man weder a posteriori noch a priori philosophiren will, so braucht man nur — in seiner Abstractionswelt zu verharren! —

„Um aber doch auch in concreto eine in jedem Falle anwendbare Regel zu finden, nach welcher der Mensch, als Theil des Mannichfaltigen, in irgend einem Eins, es sey welches es wolle,

mit dem übrigen Mannichfaltigen zusammenstimmen könnte, fiel er auf die vielleicht blendende, aber höchst unzuverlässige, und darf ich sagen was ich denke, in der Menschenphilosophie höchst unphilosophische Regel: Handle so, als ob die Maxime deiner Handlung nach deinem Willen zu einem allgemeinen Naturgesetz werden sollte.

Wenn man auch noch so ernsthaft sein will, so kann man doch darüber das Lachen nicht zurückhalten, daß Hr. S. allenthalben Finten sieht. Wenn in der kritischen Philosophie eine Wahrheit aus der andern auf eine überraschende und für die Folge viel versprechende Weise sich ergibt, so ist ihm das ein fein angelegtes Stratagem, eine List, eine Finte. Das ursprüngliche Sollen drückt sich in seinem Typus so aus, als Kant in jener Formel angegeben hat. Die Erhabenheit dieses Grundes und dieser Ableitung reißt nicht nur zur Bewunderung hin, sondern sie erfreut auch durch ihre Natürlichkeit und Leichtigkeit. Was findet aber Hr. S.? Einen Nothbehelf. Kant mußte nur so etwas in concreto, eine Regel so für die Nachfrage haben. Dieses Vorgeben ist sinnlos. Hr. S. stellt Kanten vor, wie er sich in seiner Abstractionswelt verriegelt und verschließt, und ungern daraus heraustrete. Das sind zwar Worte,

aber da ist kein Sinn. Ein System der Moral, wenn es auch noch so abstract ausgesponnen ist, kann durchaus der Prüfung durch concrete Fälle nicht entgehen, und wenn es für diese kein criterium hat, so ist es gar nichts. Ein Moralist, der nur nothgedrungen Eine einzige Regel zur Beurtheilung der Handlungen aus seinem sonst abstracten und unanwendbaren Systeme mit spitzen Sängern aushübe, und gleichsam nur um die Empiriker zu befriedigen, hinwürfe, würde eben dadurch gestehen, daß sein System kein System sei.

Eben so kinderhaft ist der Einwurf selbst, daß wenn Jemand bei allen seinen Handlungen solche Maximen zum Grunde legen solle, welche durch seinen Willen zum allgemeinen Naturgesetze gemacht werden könnten, er doch dieses ganze Natursystem kennen müsse. Die Frage ist: kannst du eine solche Natur wollen? d. h. ist eine Natur, die nach solchen Gesetzen fortgehen würde, für deinen Willen nicht ein Unding? Diese Natur ist nicht etwas, daß von mir so verschieden und unabhängig wäre, als die Welt, die äußere Natur, (wofür Hr. G. sie hält,) sondern sie ist die moralische Welt, die dieser Wille durchaus kennt, weil keine äußere Ursach, sondern die practische Vernunft selbst, sie schafft.

Dieser nichts sagende Einwurf scheint Hrn. G. indessen so wichtig, daß er sich weitläufig darüber ausbreitet, und sogar den Glimpf affectirt, den ein Gegner annimmt, der durch einen treffenden Einwurf die Behauptung seines Gegners ohne Rettung umstoßen kann. Da kommen denn seine, „wie mich dünkt,“ oder „soll ich sagen, was ich denke“ „ich werde den Meister zu beleidigen scheinen,“ die mit den unverhohlenen Ausbrüchen der gehässigsten Feindseligkeit einen ekelhaften Contrast machen.

Zwar „habe der Meister der krit. Schule einen an sich sehr wichtigen Satz zur Kulisse gebraucht,“ (man hört den Comödianten alienthalben,) „hinter welche er sich verstecken könne, wenn jene Frage an ihn geschehe, nemlich den, daß es nicht auf die Handlungen, sondern auf die Gesinnungen ankomme. Wie der Mann das Alles in einander träumt! Da hat er gehört, Kant behaupte, daß eine Handlung darum noch nicht aus Pflicht geschehen zu sein brauche, weil sie pflichtmäßig ist, sondern daß es auf die Maxime des Handelnden bei dieser Handlung ankomme, ob sie moralischen Werth habe. Daraus macht nun Hr. G.: „auf die Handlungen kommt es in der krit. Philosophie nicht an, sondern auf die Gesinnungen.“ Wenn

der unersahrene Leser dies so verstehen sollte: bei schlechten Handlungen kann doch die Gesinnung gut sein, so, denkt Hr. S., kann er es geschehen lassen. Denn wenn wir uns auch nicht immer den schlimmsten Fall denken wollen, so ist wenigstens die Ausflucht, die Hr. S. Kanten hier nehmen läßt, so ungeschickt, daß, wer Hrn. S. glaubte, das krit. System zum Erbarmen kindisch seyn mußte. Die Frage, wodurch Hr. S. Kanten in die Enge zu treiben vermeinte, war: wie kann ich wissen, ob diese Maxime als Gesetz einer Natur gelten könne, die ich doch nicht kenne. Die Nichtigkeit dieses Einwurfs haben wir bereits gezeigt. Hr. S. hält ihn aber für sehr drückend, denn er glaubt, Kant (der ihn also doch vorausgesehen haben muß,) suche sich durch die Schifane aus der Verlegenheit zu reißen: daß es nur auf die Gesinnungen ankomme. Sollte Herrn S. wol je in seiner juristischen Praxis ein so elender Rabulist vorgekommen sein, der mit dergleichen Schifanen sich hätte durchhelfen wollen? würde Hr. S. wol nicht selbst darauf angetragen haben, diesem ungeschickten und unredlichen Sachwalter die Praxis zu legen? Und doch scheut er sich nicht, Kanten zu einem solchen zu machen. Denn welche Ausflucht wäre die, die er ihn nehmen läßt! Die Frage war nach einem criterio, nach welchem

man wissen könne, eine solche oder solche Handlung sei pflichtmäßig oder pflichtwidrig, rechtmäßig oder unrechtmäßig. Hr. S. läßt Kanten, um sich aus der Verlegenheit zu ziehen, darauf antworten: auf die Handlungen komme es nicht an, sondern auf die Gesinnungen. — Wer ein System der Moral ankündigt, verspricht den Grund der Moralität der Handlungen anzugeben, er hat mit nichts anderm zu thun, als mit Handlungen, die er gebiethet oder verbiethet. Ein solches System enthält also die Anforderung an den Mann von moralischen Gesinnungen, seine Handlungen darnach einzurichten. Ein Mensch kann moralisch gesinnt sein, und dennoch seine Pflichten nicht recht kennen. Diese will ihm der Moralist kennen lehren. Wenn aber dieser Moralist sagen wollte: der Grund der Moralität sei die Gesinnung, und nach den Handlungen müsse man nicht fragen: so würde er nicht ein unvollkommenes Moralsystem liefern, sondern gar keines, er würde in dem Augenblicke sein Versprechen zurücknehmen, und wir könnten nun gar nicht weiter mit ihm reden. Wenn Hr. S. also Kanten so reden läßt, so kann er durch diese Falschheit nicht einmal das erlangen, was er dadurch erlangen will, denn er sagt dadurch, nicht, Kants Moralsystem sei unvollkommen, sondern K. habe nie eins geliefert.

Es ist also höchst lächerlich, wenn Hr. S. versichert: „die Absicht der Moral sei nicht, bloße abstracte Gesinnungen anzugeben.“ Abstracte Gesinnungen! kennt Hr. S. nicht auch abstracte Gefühle? Gesinnungen kommen in der Moral überhaupt nicht vor, sondern nur die Gesinnung. Wie viel Duzend Gesinnungen mag Hr. S. wol angeben können? Denn auch dieses angeben ist ein Wort, das nichts sagt.

Es sei nicht genug, erinnert Hr. S. ferner, bloß moralisch gesinnt zu sein, sondern man müsse auch moralisch handeln. Die moralische Gesinnung bezieht sich schon auf Handlungen, und also ist eine bloße moralische Gesinnung, ohne sich wirksam zu bezeigen, ein Nüding. Man solle, ferner, wissen, wie man in jedem Falle zwischen verschiedenen Handlungen wählen solle. „Wer leugnet das? wozu sind alle die Veranstellungen in Kants Schriften, als um dies zu zeigen. Aber man sieht, Hr. S. hält die Grundlegung zur Metaphysik der Sitten schon für die Metaphysik der Sitten selbst. Man warte doch Kants doctrinale Schriften erst ab! und wenn man den Zusammenhang des Moralprinzips der krit. Philosophie, nicht so tief zu verfolgen im Stande ist, daß man einsieht, dies und kein anderes könne das Princip der Moral sein, wenn auch in der Ablei-

tung der Handlungen aus demselben die größten Schwierigkeiten sich hervorthun sollten: so urtheile man denn doch nicht früher über die Untauglichkeit des Princips, ehe man nicht gesehen hat, wie Kant unsere Pflichten und Rechte daraus ableitet.

Nur lerne man dieses Princip selbst besser kennen, als Hr. S. es kennen gelernt hat. Aber von welcher Seite zeigt sich Hr. S., da er es unternimmt, mit Gründen aufzutreten! Eine gänzliche Unwissenheit und Unbekanntschaft mit den Gränzen der Moral, ihrem Wesen, und den Gegenständen, die in ihr Gebiet gehören, legt er gleich in den ersten Beispielen an den Tag. Er legt diesen Fall vor: „gesetzt ein neuer Agis wollte in der völligen Reinheit seines Herzens eine allgemeine Gütergleichheit einführen, und ein eben so reiner Antiagis wollte das Eigenthum respectirt haben“ — da solle nun einmal die krit. Philosophie zeigen, was sie könne! da solle sie einmal schlichten und entscheiden! welche sonderbare Forderung! eben so gut könnte man von der Moral verlangen, zu entscheiden, ob ein allgemeiner Münzfuß eingeführt werden solle. Denn was fragt H. S.? Dieses: soll der Staat im Ganzen (das Allgemeine) Eigenthum haben, oder soll ein Privateigenthum statt finden? Diese Frage mag Hr. S. der Staatsklug-

heit vorlegen, welche ihm antworten wird, daß man auf die Natur des Staates Rücksicht nehmen müsse, daß in diesem Staate eine allgemeine Gütergleichheit unmöglich, und der Lage der Dinge nicht angemessen sei, daß sie aber in diesem oder jenem Staate wol könne zugelassen werden. Das sollte die Moral entscheiden! Sollte einem Manne, der solche Kinderfragen aufwirft, wol erlaubt sein, mitzusprechen?

Eben so fragt er: wie wenn Einer den Pantheismus, ein Anderer den Deismus einführen wollte? Das soll die kritische Moral gleichfalls entscheiden. Allein die goldene Regel heißt: was deines Amtes nicht ist, da laß deinen Fürwitz. Laßt die beiden Leute streiten, und dann laßt uns zusehen, wer Recht behält. Wenn die Wahrheit gefunden worden ist, so wollen wir sie auf- und annehmen.

Noch komischer, wo möglich, ist die Art, wie Hr. G. jene Formel eludiren will. Man könne, meint er, seine Lage so individuealisieren, daß unter der Bestimmung jedes Laster die Farbe der Sittlichkeit erhalte. Da haben wir's! das alte gewöhnliche Verfahren, das man sonst aus Ungeschicklichkeit anwandte, und das, wie Kant gezeigt hat, alle falsche Theorien veranlaßt hat. „Bei einer Leibesbeschaffenheit, wie die meine, kann man all- gemein huren, bei dem Grade von Liebe darf man

allgemein Töchter und Weiber entführen, bei einer solchen Reizung darf man allgemein werden.“ Wem fällt hier nicht die sinnlose Travestirung der Allgemeinheit, von der Kant spricht, auf? Wie unterscheidet sich allgemein huren, von huren schlecht hin? Der erbärmliche Mißgriff, die Allgemeinheit des Gesetzes, für eine Allgemeinheit der Handlung zu nehmen! Und nicht einmal eine solche Allgemeinheit, nach welcher die Handlung eine Handlung aller Menschen würde, (welche weit erträglichere Mißdeutung doch schon beinahe unverzeihlich wäre,) sondern eine Wiederholung eben derselben Handlung von eben demselben Menschen, nennt Hr. S. schon allgemein so handeln. Läßt sich etwas Erbärmlicheres denken? Was nun die Frage selbst anbetrifft, so verändert H. S. die Form derselben: darf dieses geschehen, dahin: darf dieses auf die und die Weise, oder von diesem oder dem geschehen. Die Frage ist doch wol: ist es erlaubt, zu huren? nicht aber: darf Herkules oder der Marschall von Sachsen huren? Nun wird Hr. S. die erste Frage gewiß kategorisch mit Nein! beantworten. Aber nun die zweite Frage: darf der Marschall von Sachsen huren? Hierauf muß Hr. S., er mag wollen oder nicht, gleichfalls ein entscheidendes Nein ertönen lassen. Denn wenn der Marschall von

Sachsen von einer ganz zur Liebe gemachten Leibesbeschaffenheit war, so ist doch augenscheinlich, daß ein schwindfüchtiger Cammerdiener keine größere Verbindlichkeit hat, nicht zu huren, als sein Herr.

Ich bin es herzlich müde, Hrn. C. in seinem Labyrinth, in welchem er immer vorwärts schreitet, ohne weiter zu kommen, zu verfolgen. Meine Leser werden wol auch schon genug haben. Nur noch einige Blicke auf die noch übrigen sei uns zu werfen erlaubt.

Kant behauptet, der Selbstmord sei deswegen unrecht, weil die Natur einen Trieb, durch den sie das Leben befördern wolle, die Selbstliebe, nicht zur Zerstörung desselben gegeben haben könne. Daß der herrliche Sinn dieses Gedankens von Hrn. C. nicht gefaßt werden könne, glauben wir wol; aber die Querverfrage: wie aber, wenn sich Jemand aus Selbsthaß umbringt? ist doch gar zu einfältig. Wenn behauptet wird, der Selbstmord sei deswegen unerlaubt, weil er eine Inconsequenz der Selbstliebe sei, so ist die Frage: ist aber der Selbstmord aus Selbsthaß erlaubt, eine Frage, die keiner Antwort werth ist.

Gegen die Behauptung, daß man ein in der Noth gethanes Versprechen halten müsse, weil die Maxime, etwas zu versprechen, mit dem Vorsatz, es nicht zu halten, alles Versprechen überhaupt

unmöglich machen würde, kommt Hr. S. wieder mit der Frage an: „wie? wenn Jemand in dem Natursystem die überall erscheinenden Ausnahmen verhielte?“ Auch glaubt er nicht, daß wenn nur ein einziges Mal ein Versprechen nicht gehalten sei, alle Treu und Glauben werde aufgehoben werden. — Muß man sich nicht schämen, mit einem solchen Gegner zu streiten?

Man wird leicht vermuthen, daß die übrigen Argumentationen nicht besser sein werden, als diese. Sie sind sogar noch schwächer, wenn es möglich ist, daß es etwas Schwächeres gäbe. Kaum hat Hr. S. seine Argumentationen verlassen, als er wieder in seine Declamationen verfällt. Er findet es grausam, unmenschlich, den Menschen — zu einem wahren Menschen machen zu wollen. Daß der Mensch ein Gott werde, hält er nicht für zu viel, weil Plato so etwas geträumt hat; ein vollkommener Mensch zu werden, hält er aber für unmöglich, und wer das fordert, treibt bitteren Spott mit der Menschheit.

Wir überlassen es Andern, seine Schmähungen und Verdrehungen von Kants philosophischer Religionslehre zu rügen. Es war zu erwarten, daß Hr. S. sich über diese vorzüglich verbreiten werde. Die Geichtigkeit des Neologismus kommt ihm

hier sehr zu statten. Man kennt das Verfahren der neuern Theologen gegen Kant. Diese Leute, die kein System kennen, die Nothwendigkeit eines Systems für sie selbst gar nicht ahnden, ja, sie geradezu leugnen, die stets von der Göttlichkeit der heiligen Schrift den Mund voll haben, und dennoch die Offenbarung verwerfen, die jede ernstliche Bemühung, der Religion durch Philosophie Festigkeit, Dauer und Würde zu geben, heruntersetzen, und soviel an ihnen ist, unterdrücken, und dennoch durch eigene Bemühungen der Religion nichts von allen jenen geben können, die, wenn sie alte Kezereien, die man zur Ehre der Menschheit der Vergessenheit überlassen sollte, aus langer Weile, oder Liebhaberei, oder weil ihnen ein ernstes Studium dessen, was eigentlich zur Religion gehört, zu schwer oder zu unbequem ist, aus dem Staube hervorziehen, und ein paar philologische Bemerkungen über den Matthäus zusammengestoppelt haben, sich Gottesgelehrte und Geistliche, den Philosophen hingegen, der ihnen ihren historischen und philologischen Wust gern überläßt, und darauf dringt, daß man nur die eigentliche Religion und die mit ihr verbundene Moral zu begründen suchen solle, einen Laien nennen, die sich dennoch, wenn man ihnen mit Orthodoxie zusetzt, in die Philoso-

phie, und, wenn diese ihnen lästig wird, in ihre Gottesgelahrtheit flüchten — diese Leute sind es, die eine würdige Gesellschaft für Hrn. C. ausmachen, und zu denen er sich mit Freuden gesellt. Zum Glücke sind diese Herren nur darin einig, daß Kant nicht Recht haben solle, zerfallen aber darin wieder unter sich, daß die Einen behaupten, Kant wolle die christliche Religion ganz umstürzen, die Andern aber darüber klagen, daß er, unredlicher Weise, den lutherischen Kirchenglauben aufrecht erhalten wolle. Dieser lächerliche Zwist characterisirt diese Secte hinreichend. Mögen also doch die scharfsinnigen Männer, welchen die Geiztzigkeit dieser Leute, die, wie Lessing sagt: *) Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug, sind, anerkennen

*) „Ich verachte die neuern Geistlichen viel zu sehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind. Auch bin ich von solchen faden Köpfen fest überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen je gethan haben.“ Lessing's Briefwechsel mit seinem Bruder Karl Gotthelf Lessing. S. 339.

mußte, recht eifrig in ihren Bemühungen fortfahren, Kants philosophische Religionslehre zu bearbeiten, und uns dadurch endlich zu einem Systeme zu verhelfen, das der schändlichen Indifferenz, die eine natürliche Folge davon ist, das das Volk sieht, wie wenig seine Lehrer eigentlich wissen, wie sie daran sind, was sie glauben sollen, und wozu sie da sind, abhelfen, und eine für unser Wohl und das Wohl des Staates so nothwendige Beruhigung herbeiführen könne.
